



UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

02 | 2013

Campus:Report

**DIE SELBSTERKLÄRTEN AUERWÄHLTEN
WAHLKAMPF: DAS NETZ ENTSCHEIDET MIT
DU BIST, WAS DU HÖRST (TITELBILD)**

04-05 UNIVERSUM

Bilder | Baustellen

06-07 HOCHSCHULPOLITIK

Die selbsterklärten Auserwählten

08-09 KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT

Wenn der Prediger zum Popstar wird

10-11 FORSCHUNG

Seid nett zu ihm | Ungewisse Zukunft | Ranking attestiert großes Potenzial | Vorbild Ostasien | DFG fördert Gerätezentrum | Alles anders

12-13 POLITIKWISSENSCHAFT

Das Netz entscheidet mit

14-15 LEUTE

„Traut euch was!“ | Zwischen den Kulturen

16-17 MEDIZIN

Keine Spur von Midlife-Crisis

18-21 MAGAZIN

Alumni-Serie: „Ingenieure sollten mutiger sein“ | Das E-Auto auf Touren bringen | Qualitätszirkel: Rezepte für erfolgreiches Studieren | Kooperation mit Chemiedienstleister | Anschauungsobjekt | Förderung wird fortgesetzt | Länger im Job und später doch arbeitslos | Der Zelle bei der Arbeit zusehen | Neue Partner | Gute Ideen weitergeben

22-23 VIRTUELLE LEHRE

Zehntausend Augenpaare und ein Prof

24-25 GESPRÄCHSFORSCHUNG

Du bist, was du hörst

26-29 NAMEN UND NOTIZEN

Personalnachrichten | Impressum

30-31 UNIKATE

Im Neonrausch der Knicklichter

32 SCHLUSSPUNKT

Künstliche Empathie

BILDERSTURM

Offen im Denken – lautet das Motto der Universität. Und das zu Recht. Selten wurde und wird so intensiv über eine Ausstellung in der Uni-Bibliothek (UB) diskutiert.

Was ist passiert? Einen Monat lang (vom 23. Mai bis 24. Juni) waren im UB-Foyer Poster von Anglistikstudierenden zu besichtigen, in denen die Erzähltechniken von zwölf Graphic Novels erläutert wurden, einer mittlerweile weit verbreiteten Gattung der Gegenwartsliteratur. Kurz vor dem regulären Ausstellungsende erregten zwei der Plakate den Unmut einiger muslimischer Studierender. Zu sehen waren u.a. Bildzitate, die sich mit sexualisierter Gewalt gegen Frauen im Kontext des Islam und mit dem Palästinenserkonflikt auseinandersetzen.

Einige Studierende protestierten lautstark, einer einzelnen Studentin reichte das jedoch nicht. Kurz entschlossen hängte sie nacheinander zwei Plakate ab und beschädigte eins davon mit einer Schere. Aus Protest gegen diese Zensur wurde die Ausstellungsdauer verkürzt. Außerdem galt es, die ausstellenden Studierenden zu schützen und einen normalen Bibliotheksbetrieb zu gewährleisten. Damit ist der Vorfall für die Universität jedoch keinesfalls abgeschlossen. Sie ist ein Ort der Toleranz und der Wissenschaftsfreiheit. Gerade hier darf es keine Denkverbote geben.

Bei Redaktionsschluss war die externe wissenschaftliche Prüfung, ob die Poster religiöse Empfindungen verletzt haben könnten, noch

nicht abgeschlossen. Aber unabhängig davon rechtfertigt dies in keiner Weise das eigenmächtige Verhalten der Studentin, betont die Hochschulleitung, die sie deshalb kurzfristig zu einem Gespräch einbestellte. Weitergehende rechtliche Schritte werden möglicherweise folgen. Außerdem wird derzeit eine öffentliche Diskussionsveranstaltung vorbereitet („Wie steht es um die Meinungs- und Wissenschaftsfreiheit an der Universität?“), um die Geschehnisse gemeinsam kritisch aufzuarbeiten.

Was können Sie in dieser Ausgabe lesen? Beispielsweise dies: Rektor Professor Ulrich Radtke warnt vor Clubs und Kartellen in der deutschen Hochschullandschaft (S. 6-7); ein neues Projekt untersucht, warum sich hier lebende Jugendliche von Islampredigern faszinieren lassen (S. 8-9). Wir haben Parteienforscher Professor Christoph Bieber zum kommenden Bundestagswahlkampf interviewt (S. 12-13), lassen die Medizinische Fakultät zu ihrem 50. hochleben (S. 16-17) und fragen, was MOOCs bringen. In den offenen Internetkursen sehen einige die große Bildungsrevolution (S. 22-23). Dass sich über Musikgeschmack nicht streiten lässt (S. 24-25), dürfte „Kann sein und Koni“ egal sein. Sie wurden gerade zur besten Band im Pott gekürt (S. 30-31). (ko)

Heißt einer der bekanntesten Kalendersprüche nicht: „Erfolg ist eine Baustelle“? Oder noch tiefgründiger „Das Leben...“? Ob nun der persönliche Durchbruch oder das Dasein an sich gemeint ist – vor dem geistigen Auge sind Gruben, Kräne und Betonmauern, vor allem aber viele Hände, die von früh bis spät geräuschvoll werkeln. Was

uns nun in die Wirklichkeit und an die Uni bringt. Die Hörsaalzentren wachsen, wenngleich noch viel Fantasie nötig ist, um sie sich fix und fertig vorzustellen. In Duisburg (r. ein Blick in den großen Saal) sollen ab kommendem Januar die ersten Vorlesungen laufen, in Essen (l.) dann drei Monate später, also im April 2014.



FOTOS (2): FRANK PREUSS

DIE SELBSTERKLÄRTEN AUSERWÄHLTEN

Einen wunden Punkt getroffen hat Rektor Professor Dr. Ulrich Radtke mit einem offenen Brief an das Kollegium in der Hochschulrektorenkonferenz. Darin erläutert er auf sieben Seiten, wie Clubs und Kartelle der deutschen Hochschul-landschaft schaden. Seine mutigen Thesen werden breit diskutiert – auch dank des nachhaltigen überregionalen Medienechos. Sein Plädoyer in einer gekürzten Fassung.



FOTO: FRANK PREUSS

1965 gab es bundesweit 200.000 Studierende, heute sind es 2,5 Millionen: Alle Universitäten kämpfen mit überwältigenden Studierendenzahlen und begrenzten Ressourcen. Die Leistungspotenziale sind endlich und entsprechend umworben. Zwei Blöcke sind leicht zu erkennen: die alten, großen, teils mit „Exzellenz“ geschmückten Universitäten gegenüber den meist jungen Universitäten und Fachhochschulen. Die Frage ist: Wie lässt sich so am gesellschaftlichen Ideal wachsender Bildungsgerechtigkeit festhalten und gleichzeitig Qualität sichern?

Die Exzellenzinitiative hat die Forschungslandschaft vertikal sortiert und die internationale Wettbewerbsfähigkeit einzelner Hochschulen sichtbar gemacht und bestärkt. Es gibt in der Tat exzellente Cluster und etwa drei bis vier auch in der Breite international relevante Spitzenuniversitäten. Um sich aus der „Masse“ herauszuheben, haben sich in jüngerer Zeit Hochschulgruppierungen gebildet, die sich TU9 und U15 nennen. Alibiparameter für eine Mitgliedschaft sind die schiere Größe, Forschungsstärke und das Vorhandensein eines Universitätsklinikums.

Die Ausgrenzungsmechanismen solcher akademischen Scheinriesen wirken beliebig: Aus Quantität wird Qualität, die Größten wollen die Stärksten und zugleich die Besten sein. Die anderen müssen draußen bleiben. Diese selbsterklärten Eliten scheuen sich nicht, offen eine deutliche finanzielle Besserstellung zu verlangen. Dabei handelt es sich hier um reine Kartelle, die damit verderben, was sie zu stützen behaupten: den Wettbewerb. Das ist leistungsfeindlich und sorgt gerade nicht für wachsende Qualität.

Bei den Verbündelungen könnte es sich um eine Art Schreckmanöver im Abstiegs-

kampf handeln. Denn einige Universitäten – auch Mitglieder von U15 – wurden 2012 herabgestuft. Was ist schlimmer: „Exzellenz“ niemals errungen oder aber dieses Prädikat in einem förmlichen Aberkennungsverfahren wieder verloren zu haben? Man begegnet hier einer Abwärtsspirale, aus der es kein Entrinnen zu geben scheint.

Wer diese Entwicklungen anprangert, gerät schnell in den Ruch der Befangenheit, aber Missgunst wäre ein schlechter Ratgeber. Nein, es muss erlaubt sein, auf die große Gefahr hinzuweisen, die diese Entwicklung mit sich bringt. Es wäre fatal, wenn man künstlich eine universitäre Ober- und Unterschicht konstruiert und die Universitäten diskreditiert, die zwar leistungsstark sind, aber eben nicht TU9- oder U15-Clubmitglied. Tatsache ist doch, dass der gesamte Hochschulsektor in Deutschland unterfinanziert ist. Viel produktiver wäre es deshalb, weiter gemeinsam für eine solide Grundfinanzierung zu streiten.

Die deutsche Hochschullandschaft ist stark und selbstbewusst genug, eigene Wege zu gehen. Dass die öffentliche Finanzierung des rasant gewachsenen Hochschulsektors zum Problem geworden ist, kann nicht durch feindschaftliche Binnenverhältnisse geregelt werden. Schon den Anfängen einer Kannibalisierung untereinander muss man sich wehrhaft entgegenstellen.

Folgende Auswege lassen sich skizzieren:

- Bisher sind ca. 70 Prozent der Studierenden (1,7 von 2,5 Millionen) an Forschungsuniversitäten eingeschrieben. Ein Bachelorstudium an einer FH kostet derzeit durchschnittlich 14.000 Euro, die Hälfte eines vergleichbaren universitären Studienplatzes. Hier gibt es also noch große finanzielle Gestaltungsspielräume. Und die Frage ist doch, ob Studierenden wirklich immer mit einem grundlagenorientierten, wissenschaftlichen Studium am besten gedient ist.
- Universitäten sollten wieder den Kern des deutschen Wissenschaftssystems bilden. Sie dürfen ihre Entscheidungshoheit über die Forschung nicht noch weiter zugunsten einer politisch gesteuerten Programmforschung („Helmholtzisierung“) aus der Hand geben und de facto zugunsten außeruniversitärer Forschungsinstitute austrocknen.
- Das Hochschulsystem sollte mehr horizontal differenziert werden angesichts der insgesamt heterogeneren Studierendenschaft. Grundlagen- und anwendungsorientierte Forschung müssen zudem als unterschiedliche, aber gleichermaßen wichtige Schwerpunkte herausgestellt werden.
- Der Wettbewerb darf nicht auf wenige Universitäten beschränkt werden, sonst würde man die in vielen Fachbereichen noch erfolgreichen neuen, kleinen und mittelgroßen Universitäten unsolidarisch dauerhaft an den Rand drängen und ihr Potenzial vernichten. Größe ist bekanntlich kein Erfolgsgarant.

Statt Schein-Eliten zu bedienen, sollte eine Konsolidierung der staatlichen Grundfinanzierung, auch durch den Bund, penetrant weiter und öffentlich gefordert werden. Das verlangt nach einem intensiven Werben in Politik und Gesellschaft, interaktiver Kommunikation und strategischem Handeln. Es gilt, die Glaubwürdigkeit dessen zu stärken, was uns bewegt und begeistert: virtuose Wissenschaft und fruchtbare Lehre. ■

Der komplette Text lässt sich hier nachlesen:
www.uni-due.de/imperia/md/content/webredaktion/2013/clubs_und_kartelle.pdf

WENN DER PREDIGER ZUM POPSTAR WIRD

Bestseller Koran? Immer mehr Jugendliche in Deutschland lassen sich von islamischen Botschaften faszinieren. Das zeigen Umfragen und Studien. Warum wird es zusehends voller in der Moschee und leerer in der Kirche? Kommunikationswissenschaftler Professor Dr. Jo Reichertz will klären, was den Islam so attraktiv macht. Von Carmen Tomlik

Als Pierre Vogel die Bühne betritt, gehen vor ihm die Handykameras in die Höhe. Jeder will das beste Bild, die stärksten Gefühle einfangen. Wie bei Popstars kursieren die Videos später im Netz oder verbreiten sich via Bluetooth auf dem Schulhof.

Pierre Vogel predigt. Stark umstritten und beobachtet vom Verfassungsschutz. Der gebürtige Deutsche spricht über Probleme beim Erwachsenwerden oder den ersten Sex. Aber auch von der strikten Trennung von Mann und Frau und der sicheren Hölle für die, die sich nicht an die täglichen Gebete halten. Im weißen Kaftan redet er sich vor der jubelnden Menge in Ekstase. „Solche Kundgebungen sind regelrechte Events und oft hochemotional“, sagt Kommunikationswissenschaftler Jo Reichertz. „Etwa so wie bei einem Rockkonzert: Die Menschen fühlen sich zwei Stunden lang unglaublich gut aufgehoben in einer Gemeinschaft von Gleichgesinnten.“

Jetzt hat das Familienministerium ein großangelegtes Projekt ins Leben gerufen: Der UDE-Wissenschaftler untersucht, warum sich in Deutschland lebende Jugendliche vom Islam und seinen Predigern faszinieren lassen. Teilweise auch so weit, dass sie bereit sind, ihr Handeln nach der islamischen Lehre auszurichten. Sein Kollege Professor Dr. Amir-Moazami führt die Studie gleichzeitig an der FU Berlin durch. Es gehe aber nicht darum, radikale Karrieren oder die Wurzeln von Terrorismus aufzuspüren, betont Reichertz. Er will wissen, wieso sich junge Menschen dieser Idee hingeben. „Ist es wirklich die Suche nach Gott oder gibt es andere äußere Gründe?“ Dazu begleitet er mit seinen Mitarbeitern zwei Jahre lang Jugendliche, die sich „in einem religiösen Faszinationsprozess befinden“, wie er sagt. „Wir gehen mit ihnen zu Predigten, führen Interviews oder treffen uns einfach mal im Café, um über ihren Alltag als Muslim zu sprechen.“

IST ES DIE SUCHE NACH GOTT ODER GIBT ES ANDERE GRÜNDE?



FOTO: FRANK PREUSS

Professor Dr. Jo Reichertz (Jg. 1949) untersucht im Auftrag des Familienministeriums, welche Faszination Islamprediger auf Jugendliche ausüben.

Das Besondere dabei: Acht junge Frauen werden von Forscherinnen begleitet, acht männliche Jugendliche von ihren Kollegen. „Erste Beobachtungen haben nämlich gezeigt, dass sich Frauen und Männer offenbar unterschiedlich dem Islam annähern.“ Das läge auch an den getrennten Welten – oft sind Frauen unter sich, in der Moschee, in der Familie oder bei öffentlichen Kundgebungen.

„Gerade für junge Frauen kann es anscheinend sehr befreiend sein, sich im Islam den als Zumutung empfundenen Anforderungen unserer Gesellschaft zu entziehen“, erklärt Reichertz. „Es kommt nicht darauf an, wie attraktiv sie für Männer sind. Sie müssen keinem Modetrend hinterherlaufen oder auf teure Marken achten – das nimmt in dem Alter natürlich einen großen Druck weg.“ Ähnliche Impulse habe es im aufkeimenden Feminismus gegeben: „Auch Alice Schwarzer & Co. meinten damals: ‚Wir stellen uns diesem Markt nicht, der ohnehin nicht Wille der Frau, sondern der der Wirtschaft ist.‘“

Junge Männer hingegen könnten sich im Islam dem Konkurrenzkampf entziehen: „Wer hat den besseren Job, die dickeren Muskeln? Wer ist der bessere Mann? Das ist vor Allah nicht mehr wichtig, insbesondere im Jenseits nicht.“ Der Zulauf ist also möglicherweise auch eine Reaktion auf eine globalisierte Wirtschaft, von der sich viele überfordert fühlen. Das macht den Islam gerade für Jugendliche attraktiv, die sich in der Pubertät erst mal orientieren müssen, sagt Reichertz.

Was ist mir im Leben wichtig? „Plötzlich heißt es: Jetzt könnt ihr machen, was ihr wollt – ja, aber was wollen wir denn eigentlich? Viele sind dem nicht gewachsen und fühlen sich mit dieser Form von Freiheit eher verloren.“ Der Koran hat dagegen klare Antworten parat: Von der Partnerwahl übers Essen bis zur Fußpflege – nahezu alles ist geregelt. „Das macht vieles einfacher und gibt Geborgenheit. Ich erkenne meine eigene Begrenztheit an und gebe mich einem hin, der es besser weiß.“ Auch soziale Probleme wie Arbeitslosigkeit sind nicht persönliches Versagen, sondern gottgewollt. „Unsere westliche Sichtweise ist anders. Wir bauen Druck auf und fragen: ‚Was ist mir dir los? Warum kommst du nicht voran?‘“

Der Experte durchleuchtet außerdem, wie sich die Jugend über den Islam austauscht. Das Internet ist der perfekte Tummelplatz: Gerade über Facebook oder YouTube verbreiten sich Meinungen rasend schnell. „Die schicken sich untereinander Links mit den Worten: ‚Hier das ist wichtig, guck dir das mal an.‘“ Auch Reichertz selbst bekommt schon solche Post. Im Web entstehen



FOTO: CHRISTOPH BOECKHELER

Islamist Pierre Vogel – hier von hinten zu sehen auf einer Kundgebung 2010 in Offenbach – wird wie ein Star gefeiert. Seine Botschaft verbreitet sich im Netz rasend schnell.

stabile Gruppen, die auch über größere Entfernungen kommunizieren und über Glauben diskutieren.

Ein Trend, von dem etwa die katholische Kirche nur träumen kann. Christliche Gemeinschaften plagen schon lange Nachwuchssorgen, sind scheinbar nicht attraktiv genug für die Jugend. Ihnen fehlt die emotionale Ausstrahlungskraft, sagt Reichertz: „Das Christentum will heute nicht mehr missionieren, sondern ist eher eine Kultur der Selbstentdeckung geworden. Der Islam dagegen hat einen klaren Auftrag: Du musst aktiv für Allah werben, denn das gibt Pluspunkte.“ So kann bei vielen der Eindruck entstehen: Ich kämpfe für das Gute gegen das Böse – und das ist auch noch in der Mehrheit. Eine Haltung, die übrigens auch bei vielen Linken der 68er-Bewegung verbreitet gewesen ist. Gerade Glaubenswechsler sehen sich in der Pflicht, noch härter für ihre Sache einzutreten. „Sie müssen quasi übertreiben, um ernst genommen zu werden.“

Die jugendnahe Sprache der Islamprediger hat Erfolg – insbesondere bei jüngeren Deutschen und Migranten der zweiten und dritten Generation. Die Wortwahl ist überspitzt, ihre Argumentation oft stark polemisch und polarisierend. „Da ist richtig was los. Viele Leute sind sehr ergriffen, es ist dramatisch, und oft fließen sogar

FAST ALLES IST GEREGELT, DAS GIBT GEBORGENHEIT

Tränen – selbst bei den Predigern.“ Das zieht viele an: Es gibt ein regelrechtes Predigt-Hopping. Im Internet kursieren Best-ofs der pathetischsten Reden.

Doch in der eingeschränkten Abgrenzung zu allem Nichtmuslimischen lauert auch Gefahr, auf die Reichertz aufmerksam machen will. „Wenn morgen die beste Freundin plötzlich ein Kopftuch trägt, wäre es die falsche Strategie, sie fallenzulassen. Wir müssen immer im Gespräch bleiben, um mehr über die anderen und uns selbst zu erfahren. Wenn wir ausgrenzen, verfestigen sich die Bilder.“ Auf politischer Ebene heißt das: Integrieren statt ausweisen. Auch dafür wollen die Wissenschaftler ein größeres Bewusstsein schaffen. ■

Mehr: Prof. Dr. Jo Reichertz, T. 0201/183-2810, jo.reichertz@uni-due.de

SEID NETT ZU IHM

Roboter berühren unsere Gefühle

Eigentlich ist es nur eine Maschine, sagt der nüchterne Verstand. Aber davon lässt sich das Gefühl anscheinend nicht beeindrucken. Wenn Roboter misshandelt werden, leiden die Zuschauer mit. Zu diesem Ergebnis sind Wissenschaftler der UDE gekommen.

Mit zwei Experimenten wurde die emotionale Bindung zu einem Roboter untersucht. 40 Testpersonen sahen Videos, in denen ein kleiner Dinosaurier-Roboter entweder liebevoll oder grob behandelt wurde. Die Forscher maßen währenddessen die physiologische Erregung und fragten die Teilnehmer nach ihren Empfindungen. Viele hatten Mitleid: Während der Gewaltszenen zeigten sie stärkere körperliche Reaktionen und berichteten danach häufiger, sich schlecht zu fühlen.

Bei einem zweiten Versuch wurde zusammen mit dem Erwin L. Hahn Institut für Magnetresonanz die Hirnaktivität von 14 Personen gemessen, während unterschiedliche Filme liefen: Einerseits wurde der Roboter gefüttert und gestreichelt, andererseits gequält. Weitere Videos zeigten eine Frau in ähnlichen Situationen. Zudem wurde mit einem Pappkarton mal freundlich, mal böse umgegangen.

Die Forscher wissen nun, warum wir im Kino mit R2-D2 oder Nummer 5 mitgefiebert haben. Ihre Ergebnisse belegen eindeutige Reaktionen im Gehirn: Szenen, in denen Menschen beziehungsweise Roboter fürsorglich oder brutal behandelt werden, führen zu vergleichbaren Aktivitätsmustern im limbischen System. Es werden also ähnliche Gefühle ausgelöst – egal, ob es um Menschen oder Maschinen geht. Allerdings sind diese intensiver, wenn wir Menschen beobachten.

„Robotik-Forscher wollen technische Begleiter entwickeln, die eine langfristige Beziehung zu einem menschlichen Nutzer aufbauen – denn sie können nützliche Werkzeuge sein“, erklärt Astrid Rosenthal-von der Pütten, die die Studie mit den Professoren Dr. Nicole Krämer und Dr. Matthias Brand durchgeführt hat. „Sie unterstützen Senioren bei alltäglichen Aufgaben, so dass sie länger

zu Hause leben können. Ebenso ist es denkbar, dass sie behinderten Menschen oder Reha-Patienten helfen.“

Und warum sind hierbei persönliche Bindungen wichtig? Die Wissenschaftler hoffen, dass Roboter mit menschlichen Fähigkeiten wie Empathie die Gefühlsebene der betreuten Personen langfristig ansprechen und so in ihren Alltag fest integriert werden. Denn eine neue Technologie ist anfangs interessant; dieser Effekt lässt jedoch bei gleichbleibenden Aktivitäten nach. (kk)

Mehr: Astrid Rosenthal-von der Pütten, T. 0203/379-1330, a.rosenthalvdpuetten@uni-due.de



Maschine bitte nicht quälen, Mensch leidet sonst.

FOTO: ANDREW BUCKIN

UNGEWISSE ZUKUNFT

Wie Menschen unterschiedlicher Kulturen seit der Antike mit Zukunft umgegangen sind, will ab kommendem Oktober ein neues Graduiertenkolleg (GRK) herausfinden. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft unterstützt das geschichtswissenschaftliche Projekt mit rund 2,75 Millionen Euro. Es trägt den Titel: Vorsorge, Voraussicht, Vorhersage. Kontingenzbewältigung durch Zukunftshandeln.

Im Zentrum stehen nicht die Vorstellungen des Menschen von dem, was auf ihn zukommen könnte, sondern wie er sich in Bezug auf ein unsicheres Morgen verhält. Hinterfragt wird die weit verbreitete Annahme, dass sich erst nach 1750 ein Konzept von Zukunft als ein offener und gestaltbarer Prozess herausgebildet hat.

GRK-Sprecher sind die Professoren Dr. Stefan Brakensiek und Dr. Benjamin Scheller (Stellvertreter). Für je drei Jahre werden im Schnitt zehn Promotionsstudierende und ein Postdoc-Wissenschaftler gefördert. Professor Dr. Wolfgang Knöbl, Kenner der international vergleichenden sowie historischen Soziologie, wird das GRK als Mercator-Fellow für ein Jahr begleiten. (ko)

RANKING ATTESTIERT GROSSES POTENZIAL

Die UDE ist ein „rising star“. So sieht es das Times Higher Education (THE)-Ranking 100 unter 50. Es zählt sie zu den besten 100 Universitäten der Welt, die noch keine 50 Jahre alt sind. In diese Kategorie schafften es auch die Unis in Bayreuth, Bielefeld und Konstanz.

Rektor Professor Dr. Ulrich Radtke: „Dieses Ergebnis einer unabhängigen Organisation zeigt, dass unsere Universität auch im weltweiten Vergleich Hervorragendes leistet. Einen besseren Beleg für die bereits nach zehn Jahren erreichte Stärke und Sichtbarkeit kann es kaum geben. Das ist ein schöner gemeinsam errungener Erfolg.“

VORBILD OSTASIEN

Bund unterstützt die IN-EAST School of Advanced Studies

Zukunft gestalten – was man dabei von Fernost lernen kann, will eine neue School of Advanced Studies am Institut für Ostasienwissenschaften IN-EAST herausfinden. Dafür stellt das Bundesforschungsministerium in den nächsten vier Jahren 4,5 Millionen Euro bereit.

Es geht um gesamtgesellschaftliche Innovationsprozesse, vor allem um Urbane Systeme und neue Formen von Mobilität. Wie wird technische Innovation in Ostasien vorangetrieben; wie wird sie von der Gesellschaft getragen und gelebt? Kann die Elektromobilität helfen, den Herausforderungen wachsender Metropolenbildung und der Urbanisierung zu begegnen? Solche Fragen beleuchten

die 18 Nachwuchswissenschaftler der neuen Einrichtung.

„Die Gesellschaften Ostasiens experimentieren derzeit mit diversen Lösungsstrategien. Wenn wir diesen dynamischen Prozess besser verstehen und mehr über die Entwicklungen in Ostasien wissen, können wir erfolgreiche Ansätze vielleicht auch auf Deutschland übertragen“, erklärt Direktor Professor Dr. Markus Taube.

東亞

Mit der IN-EAST School wird ein neuer Weg beschritten, um regionalwissenschaftliche Forschung noch besser mit den Systemdisziplinen zu vernetzen. Sechs miteinander kommunizierende, fachübergreifende Forschergruppen gibt es. Sie setzen sich aus einem Postdoc bzw. Juniorprofessor sowie zwei Promovenden zusammen und werden durch ein Mentorentandem von zwei Professoren betreut. „Damit wird ein innovatives Konzept in die deutschen Regional- und Sozialwissenschaften eingeführt“, so Taube, „das strukturbildend werden kann.“ (ko)

Mehr: Prof. Dr. Markus Taube, T. 0203/379-4188, markus.taube@uni-due.de, www.uni-due.de/in-east

DFG FÖRDERT GERÄTEZENTRUM

Forschen, ohne dass Geräte auf dem neuesten Stand der Technik sind? Für die Natur- und Ingenieurwissenschaften kaum denkbar; die Kosten sind allerdings enorm. Daher unterstützt die Deutsche Forschungsgemeinschaft den Aufbau professioneller Strukturen für zentrale Geräteparks. So bekommt das Center for Nanointegration (CENIDE) der Uni für drei Jahre 550.000 Euro, um das „Interdisciplinary Center for Analytics on the Nanoscale“, kurz ICAN, umzusetzen. Es vereint Geräte, Methoden und die Kompetenz von Spezialisten, um Analysen im Nanometermaßstab durchzuführen: Viele Großgeräte sind bereits vorhanden, weitere – Gesamtwert: rund sechs Millionen Euro – werden derzeit beschafft.

Namen wie „Transmissionselektronen-Mikroskop“ oder „Sekundärionen-Massenspektrometer“ lassen erahnen, dass an der Uni zum Teil mit sehr aufwändiger Technik gearbeitet wird. Wer diese nutzen möchte, muss die entsprechenden Kenntnisse nachweisen. Alternativ nimmt das ICAN Aufträge entgegen, berät bei der Auswahl der Technik und hilft – falls gewünscht –, die Ergebnisse zu interpretieren.

Das Herzstück von ICAN ist das Mikroskopiezentrum im NanoEnergieTechnik-Zentrum in Duisburg. Hier gibt es spezielle Labors, in denen die empfindlichen Geräte unter optimalen Raumklimabedingungen mechanisch und elektromagnetisch abgeschirmt sind. Warum dies so wichtig ist, zeigt der Größenvergleich: Ein Nanometer ist der milliardste Teil eines Meters – heutige Hochleistungsmikroskope können selbst diese winzigen Dimensionen sichtbar machen. Doch schon die für Menschen nicht wahrnehmbare Erschütterung durch einen hundert Meter entfernten vorbeifahrenden Zug reicht aus, um den Bildausschnitt entscheidend zu verschieben. (bv)

Mehr: www.uni-due.de/cenide

ALLES ANDERS

Den Verwandtschaftsgrad verschiedener Vorläuferzellen menschlicher Blutstammzellen haben die Transfusionsmediziner um Privatdozent Dr. Bernd Giebel neu bestimmt.

Solche Stammzellen sind für die Zellneubildung des Blutes inklusive des Abwehrsystems verantwortlich. Aus ihnen entstehen zu nächst Vorläuferzellen, die sich zu Lymphozyten und Myelozyten entwickeln.

Die AG Giebel untersuchte mit Hilfe eines Stammzellmarkers den Verwandtschaftsgrad humaner Vorläuferzellen zueinander: „Es ist anders, als bisher angenommen. Die myeloischen Vorläuferzellen – sie werden Granulozyten-Makrophagen Progenitoren genannt – bringen nicht alle drei Arten von Granulozyten hervor, sondern nur neutrophile Granulozyten.“ Außerdem gehören diese Vorläufer eindeutig dem lymphatischen Entwicklungszweig an. Ihr Verwandtschaftsgrad zu den übrigen myeloischen Zellen ist somit deutlich entfernter als gedacht. Die Forscher haben hieraus ein neues hämatopoetisches Modell formuliert. Es verneint folglich, dass es gemeinsame myeloische Vorläuferzellen gibt. (ko)

Mehr: Cell Reports, DOI: 10.1016/j.celrep.2013.04.025

DAS NETZ ENTSCHEIDET MIT

Früher kämpften Politiker auf der Straße und in den klassischen Medien um Stimmen. Heute posten, twittern und bloggen sie auch. Umso mehr, wenn eine Bundestagswahl ansteht wie in diesem Jahr. Wie Parteien das Internet für sich nutzen, verfolgt Politikwissenschaftler Professor Dr. Christoph Bieber seit vielen Jahren. Ein Gespräch.

CAMPUS:REPORT Das Internet spielte Ende der 1990er Jahre noch keine große Rolle. Heute dominiert es den Alltag. Wie sind die Parteien in den letzten Bundestagswahlen damit umgegangen?

CHRISTOPH BIEBER Der Online-Wahlkampf hat sich mehr und mehr ausgeweitet, zu jeder Wahl sind neue Angebote entstanden. 1998 machten die Parteien erste Schritte, heute verstehen sie sich multimedial zu präsentieren. Was war 1998 anders als 2009?

Vor 15 Jahren waren die Homepages der Parteien das eigentlich Innovative; vier Jahre später gab es schon spezielle Wahlkampfplattformen, virtuelle Parteizentralen und interaktive Elemente auf den Seiten, und man begann, sich in der digitalen Kampagnenkommunikation an Amerika zu orientieren. Bei der vorgezogenen Wahl 2005 experimentierten die Parteien zusätzlich mit Unterstützer- und Mitmach-Seiten, sie hatten Weblogs und Kandidaten-Homepages und versuchten, den politischen Gegner mit Negative Campaigning zu attackieren.



FOTO: FRANK PREUSS

Professor Dr. Christoph Bieber

Inhalte anzubieten; durch den Obama-Effekt kommunizierten sie über soziale Netzwerke und Twitter in Echtzeit mit den Bürgern. Dennoch haben ihnen erst die Piraten vorge-macht, wie Mitmach-Politik geht und was virtuelle Kommunikation kann. Mit wenig Geld, ohne echte Infrastruktur. Sie haben den Online-Wahlkampf gepusht. Die Piraten sind sehr gut vernetzt, sie nutzen das Internet kreativ. Dagegen tun sich die etablierten Parteien bis heute mit dem Medienwandel schwer.

Warum?

Das Internet ist dynamisch und unbürokratisch. Deshalb befürchten große Organisationen, wie es Parteien sind, die Kontrolle aus der Hand zu geben. Ihre Botschaften, ihre Kandidaten sollen 1:1 ankommen.

Was machen Parteien gut, was weniger?

Sie haben in einem jahrelangen Lernprozess viel aus dem Netz gemacht. Immer mehr Abgeordnete und Parlamente binden es in ihre Arbeitsroutine ein und sind dabei professionell und aufgeschlossen. Manches geben sie aber zu schnell auf. Weblogs waren ein gutes Beispiel: 2005, als das Format populär war, haben viele Politiker gebloggt – und gleich nach dem Wahltag wieder damit aufgehört. Das haben viele Onliner nicht vergessen. Parteien sind soziale Netzwerke, die lange ohne Internet ausgekommen sind. Seit 15 Jahren gibt es nun neue Möglichkeiten und damit auch Konflikte: „Was sagen die Mitglieder, wenn ich jetzt die Facebook-Community berücksichtige?“ Das Problem, Social Web und Organisation zu verzahnen, haben umgekehrt auch die Piraten mit ihren nunmehr etwa 30.000 Mitgliedern.

Erreicht man neue Wähler wirklich über Social Media?

Neben den typischen Verfahren wie Plakate kleben oder TV-Spots und Anzeigen schalten

ist es rational, auch ins Netz zu gehen. Die Zeitungsleser werden weniger, die Online-Angebote gewinnen an Reichweite und Bedeutung – es ist eine logische Strategie. Drei Dinge schafft Online-Kommunikation: Man spricht potenzielle Wähler an, ebenso die eigenen Unterstützer, und man produziert eine Nachricht. Als Politiker im Netz unterwegs zu sein, gilt noch immer als innovativ. Damit kommt man in die alten Medien.

Was erwarten Sie für diesen Bundestagswahlkampf?

Es wird der modernste und auch der teuerste werden, auch wenn die Parteien nicht viel zu den Kosten sagen. Videos und die Echtzeit-Kommunikation über Twitter werden eine Rolle spielen. Heute kann man damit ein großes Publikum erreichen – direkt im Netz oder weitergeleitet durch die alten Medien. Deshalb wird im Netz mehr passieren; Politiker müssen aber darauf achten, in welcher Öffentlichkeit sie sich befinden, was sie sagen und wann. Die Skandalisierungseffekte sind in den Neuen Medien stärker, zumal nicht mehr nur Journalisten berichten. Online- und Offline-Wahlkampf werden sich verzahnen. Aber die klassische Werbung, besonders Plakate und Spots, wird dominieren. Und das Fernsehen bleibt wichtigstes Medium.

Welchen Einfluss hat der US-Wahlkampf?

Die Parteien orientieren sich an Formaten und Plattformen, die in Amerika erfolgreich sind. Obamas Kampagnen hatten eine enorme Reichweite durch Twitter- und Facebook-Follower. Alle Kandidaten hatten ausgefeilte Präsenzen bei Facebook und auf anderen Social Media-Plattformen. In Deutschland dürfte Twitter durch die wachsende Live-Berichterstattung ein Thema werden. Gerade durch die sozialen Netzwerke kann auch die Personalisierung zunehmen. Einen datenorientierten Wahlkampf wie in den USA, wo man Informationen über Wähler für zielgenaue Kampagnen kaufen konnte, wird es aber nicht geben. Hier ist man skeptischer mit der Datenweitergabe. Und das ist auch gut so.



Auch Kanzlerkandidaten brauchen Freunde und Follower. Überhaupt mischen alle Spitzenpolitiker auf Facebook und Twitter mit.

Wo sehen Sie noch Gefahren?

Mit Twitter und Facebook sind reichweitenstarke Distributionskanäle entstanden, die an den etablierten Medien vorbeiführen. Politiker werden immer häufiger zum Mediendienstleister ihrer selbst und können sich der kritischen Öffentlichkeit entziehen. Nicht nur in Amerika, auch in Deutschland imitieren Politiker immer häufiger die Arbeitsweise und Formate des Journalismus. Sie behalten so die Kontrolle über die Inhalte. Wenn es gelingt, sich von wichtigen Print- und TV-Formaten unabhängig zu machen, wird es problematisch für die politische Öffentlichkeit.

Was können die Piraten am 22. September erreichen?

Aktuell stecken sie zwar in einem Umfragetief, aber ich würde sie dennoch nicht abschreiben. Sie werden einen guten, internetorientierten Wahlkampf machen, aber sie haben es als immer noch sehr junge Partei schwer. Das rasche Mitgliederwachstum der letzten Jahre war ungesund, die entsprechenden professionellen Strukturen konnten gar nicht so schnell aufgebaut werden. Die Piraten sitzen in vier Landesparlamenten, der letzte große Entwicklungssprung liegt gerade etwas mehr als ein Jahr zurück – das ist sehr wenig. Sollten sie im September an der Fünf-Prozent-Hürde scheitern, wird das jedoch nicht das Ende der Piraten sein. Vielleicht tut ihnen ein Nichteinzug gut, denn sie könnten sich dann strategisch und programmatisch besser entwickeln. Und nächstes Jahr ist Europawahl.

Trotz Neuer Medien gehen nicht mehr Menschen wählen. Was sagt das aus?

Wir sehen einen kontinuierlichen Rückgang der Wahlbeteiligung. Vermutlich halten die



SCREENSHOTS (2): UDE-PRESSESTELLE

Neuen Medien diesen Prozess noch etwas auf, andernfalls wären wohl schon 2009 weniger als 70 Prozent der Bürger an die Urnen gegangen. Digitale Werkzeuge zur Information wie der Wahl-O-Mat werden millionenfach genutzt – allerdings kann man per Klick seine Stimme noch nicht abgeben. Die durchaus berechtigten Sorgen um mögliche Manipulationen müsste man genauso bei der Briefwahl haben – die aber gilt inzwischen als legitime Form der Stimmabgabe. Technologische Innovationen haben es in Deutschland zur Zeit recht schwer. Dennoch denke ich, dass die Politik in Sachen Neuer Medien auf dem richtigen Weg ist, nur braucht es seine Zeit. Insofern steht uns bei anhaltender Wahlmüdigkeit sicher auch eine Diskussion darüber ins Haus, computergestützte Wahlen einzuführen. ■

Die Fragen stellte Ulrike Bohnsack.

TRAUT EUCH WAS!

Helle Becker hat einen dicken Terminkalender – und ist dennoch für andere da

Diese Woche ist schon wieder voll gepackt: Helle Becker ist auf dem Weg nach Berlin zum Bundeskongress der Kulturpolitischen Gesellschaft, um einen Vortrag zu halten. Außerdem stehen eine Fachtagung, ein Workshop und ein Lehrauftrag an – die Kommunikationsexpertin aus Essen ist ständig unterwegs.

Schließlich betreut sie viele internationale Projekte in der Jugend- und Erwachsenenbildung, schreibt Expertisen und evaluiert neue Programme. „Oft geht es darum, komplizierte Sachverhalte einfach zu erklären“, sagt die 54-Jährige. Das liegt ihr.

Bereits seit 18 Jahren ist die promovierte Erziehungs- und Kulturwissenschaftlerin selbstständig und auch als Dozentin an verschiedenen Universitäten aktiv. „Ich habe die Uni praktisch seit dem Studium nicht verlassen“, scherzt Helle Becker. „Ich habe Generationen von Studierenden erlebt und gesehen, wie sie sich verändern. Früher haben sie gelassener in die Zukunft geblickt, heute geht es früh um den künftigen Job.“ Weil sie gerne mit jungen Menschen zusammenarbeitet, ist sie Lehrbeauftragte und engagiert sich zudem als Mentorin an der UDE.

Der Frau mit den kurzen blonden Haaren geht es darum, eine Brücke zur Praxis zu bauen. „Deshalb habe ich auch immer gerne Praktikanten in meinem Wissenschaftsbüro.“ Ein Thema aber liegt ihr ganz besonders am Herzen: die Situation der weiblichen Studierenden. „Es sollte keiner Studentin so gehen wie mir damals – ich war eine einsame Doktorandin unter vielen Männern, und für mich interessierte sich keiner so richtig“, blickt Becker zurück.

Und auch auf dem Weg in die Selbstständigkeit gab es keine Beratung oder Hilfe. Als Mentorin versuche sie, dagegen zu steuern. „Aber ich muss leider sagen, dass sich die Situation der Studentinnen bis heute viel zu wenig verändert hat, was ihre Unterstützung und ihre Aussichten angeht“, stellt sie ganz sachlich fest. „Viele werden in weibliche Rollen verwiesen, arbeiten im Hintergrund. Und

etliche trauen sich auch zu wenig zu, haben Selbstzweifel.“

Leidenschaftlich spricht Becker, die von München über Münster nach Essen kam, über Frauenrechte, ihre Augen blitzen: „Eine Frauenquote würde uns wirklich weiterbringen und die Fähigkeiten weiblicher Talente sichtbarer machen.“ Jungen Frauen zur Seite zu stehen, damit diese den Mut haben, ihren

Weg zu gehen – das ist die Motivation von Helle Becker. Trotz ihres vollgepackten Joballtags, der sie nicht nur oft nach Berlin, sondern auch quer durchs Ruhrgebiet und Rheinland nach Düsseldorf oder Bonn führt, nimmt sie sich Zeit für ihre Mentees, beantwortet geduldig ihre Fragen – bei persönlichen Treffen oder in ausführlichen Mails.

Abschalten kann Helle Becker beim Sport und im heimischen Garten. „Und als studierte Theaterwissenschaftlerin und Kunsthistorikerin genieße ich die Kultur in der Region. Vor allem die Oper in Essen besuche ich regelmäßig.“ Aber sie hört nicht nur gerne guten Sängern zu – sondern singt auch selbst, in einem ganz besonderen Kreis: „Es ist ein anthroposophischer Chor. Kurz gesagt, singen wir in einer etwas tieferen Stimmlage, was die Gesundheit der Sänger und Zuhörer fördern soll.“ So sammelt Helle Becker Kraft für die Arbeit – Energie, die sie mit Begeisterung an junge Menschen weitergibt. (debo) ■



Studentinnen haben es immer noch nicht leicht, Fuß zu fassen, findet Dr. Helle Becker. Ein Grund, warum sie sich im Mentoringprogramm der Uni engagiert.

FOTO: FRANK PREUSS

ZWISCHEN DEN KULTUREN

Warum Studentin Michaela Winandy ins (fast) kalte Wasser springt

Wo der Blick auch hinfällt – Bücher. Michaela Winandys kleine Wohnung signalisiert auf den ersten Blick: Hier wird eine Abschlussarbeit geschrieben. Vor allem auf dem Schreibtisch stapeln sich Exemplare wie „Interkulturelle Öffnung“ und „Kommunikation und Kompetenz“.

„Ich habe das Gefühl, ich habe die halbe Unibibliothek zu Hause“, sagt die 27-Jährige schmunzelnd. „Aber ich lerne lieber hier, da kann ich mich besser konzentrieren. Deshalb musste die ganze Theorie eben mit.“ Sie schreibt derzeit ihre Masterarbeit im Fach Erwachsenenbildung und Weiterbildung über „Interkulturelle Trainings“. Solche Kurse sollen Menschen befähigen, ihren eigenen kulturellen Hintergrund und den des Gegenübers wahrzunehmen, ein Bewusstsein dafür schaffen, sensibilisieren. Winandy wälzt nicht nur Fachliteratur, sondern befragt auch Teilnehmer einer solchen Weiterbildung.

Zugleich organisiert die junge Frau mit dem rot-braunen Haarschopf gerade ihr Leben nach der Uni, steckt mitten in den Bewerbungen. „Ich werde freiberuflich als Dozentin arbeiten und künftige interkulturelle Berater unterrichten“, weiß sie schon jetzt. „Gleichzeitig suche ich eine feste Teilzeitstelle.“ Das Wasser, in das sie springen will, ist zwar kalt, es wird aber wärmer. Denn in dieser schwierigen Phase ist Winandy nicht alleine: Sie hat eine Mentorin.

Mit der Kommunikationsexpertin Helle Becker (s. linke Seite) trifft sich Michaela Winandy etwa alle zwei Monate. Zu deren Büro in Essen direkt neben dem Girardet Haus läuft sie nur ein paar Minuten. Im Kopf und auf einem Zettel türmen sich dann schon etliche Fragen. „Ich brauche viele Tipps zur Selbstständigkeit. Wo bekommt man Förderungen? Wie macht man einen Business-Plan? Und wie ist das mit den Steuern?“

Wenn Winandy zwischendurch Antworten sucht, schickt sie Helle Becker einfach Mails. „Sie gibt mir regelmäßig Feedback zu meiner Masterarbeit und hat auch über meinen Lebenslauf geschaut.“



FOTO: FRANK PREUSS

Liebt verplante Tage und die Arbeit mit Menschen: Michaela Winandy möchte später Fortbildungen konzipieren.

Michaela Winandy ist jemand, der anderen gerne erst einmal zuhört und sie beobachtet. Wenn es um Interkulturalität und Weiterbildung geht, bricht Begeisterung bei der sonst so besonnenen Studentin aus: „Ich bin Pädagogin durch und durch. Mein Job ist es unter anderem, Fortbildungen zu konzipieren. Ich habe viel Spaß daran, mit Menschen zu arbeiten.“

Und die sollten schon erwachsen sein. Diese Erkenntnis kam, als sie in Wuppertal Pädagogik und Romanistik studierte. „Im Laufe der Zeit wurde mir klar, dass ich mich auf Erwachsenenbildung spezialisieren

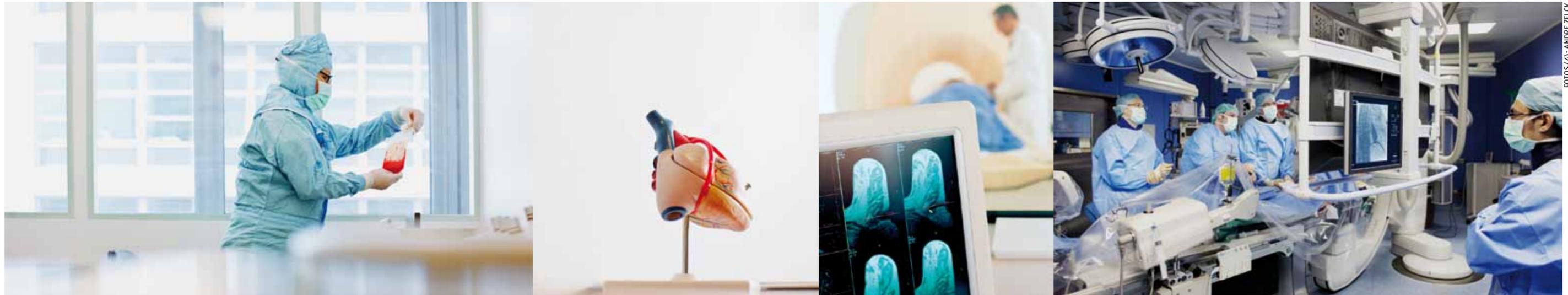
möchte.“ Nicht viele Unis bieten wie die UDE einen entsprechenden Master an – Michaela Winandy behielt ihr Ziel im Auge und wechselte aus dem Bergischen Land, wo auch ihre Familie wohnt, nach Essen.

„Von den anderen Studenten hat mich unterschieden, dass ich schon wusste, wohin ich will. Viele hatten noch keine Orientierung.“ Das habe ihr zwar Sicherheit gegeben, aber auch zu beunruhigenden Gedanken geführt: „Was, wenn ich mich zu früh festgelegt habe und es der verkehrte Weg ist?“ Doch ihren klaren Blick auf die Dinge lässt sich Michaela Winandy nicht nehmen. Sie mag es, wenn der Kalender voll ist und die Tage verplant sind. Und so wagt sie mutig direkt den Schritt in die Selbstständigkeit. (debo) ■

Das hier vorgestellte Tandem hat an MentoDue-Interkulturell teilgenommen. Nachfolger dieses Programms ist DiMento; für den Durchgang ab Januar 2014 kann man sich schon bewerben: www.uni-due.de/abz/career/dimento.shtml

KEINE SPUR VON MIDLIFE-CRISIS

Die Medizinische Fakultät wird 50 Jahre alt. Trotz einer schwierigen Geburt und einer eher problematischen Kindheit und Jugend hat sie sich gut entwickelt und steht heute ihre Frau in der akademischen Welt.
Von Stephan Hermsen



50 Jahre alt? Da wird es aber Zeit für einen Check-Up. Schließlich spricht sie selbst ja auch immer von der Bedeutung der Prävention. Beginnen wir also mit der Anamnese – und gleich mit dem ersten Problem:

Sie widersetzt sich eigentlich klassischen Geschlechterklischees. Unzweifelhaft spielen die weiblichen Anteile im Alltagsleben bei ihr eine sehr große Rolle. Gleichwohl wird sie immer noch mehr mit den traditionell eher männlichen Herrschaftsinsignien, Katheter und Katheder, assoziiert. Letztendlich aber, beim Blick auf die Geburtsurkunde, ist es eindeutig eine Dame: Sie, die Medizinische Fakultät, begeht ihren 50. Geburtstag.

Wenn wir sie, so wie es dem Arzt, aber auch dem Journalisten geziemt, vorurteilsfrei, doch mit Sympathie untersuchen, sehen wir: Unsere 50-Jährige steht mitten im Leben, wohnt zum größten Teil im einzigen Universitätsklinikum im Ruhrgebiet, kommt aber dennoch eher ungeschminkt und ein wenig unscheinbarer daher, als es ihrer Rolle zukommt. Das mag an der komplizierten Kindheitsgeschichte liegen. Die Vaterrolle gebührt den Krankenanstalten der Stadt Essen, die im späten Alter von gut 50 Jahren

plötzlich Vater eines akademischen Kindes wurden.

Die Mutter war eine durchaus renommierte Alma Mater, jedoch sehr weit weg. Es handelte sich um die Universität Münster. So eine Fernbeziehung wirft natürlich Probleme auf. Deswegen begann unsere kleine Fakultä, wie wir sie mal zärtlich nennen, eher mühsam: spielte mit gerade einmal 50 Studierenden und elf akademischen Bauklötzchen, sprich Professuren. Damit bastelte sie an ihrem wissenschaftlichen Werdegang. Kurz nahm die nahe Tante Ruhr-Uni aus Bochum sie an die Hand, obwohl diese selbst noch im Fliegelalter war.

Mit knapp 20 Jahren, zog sie in eine Art akademische Wohngemeinschaft: Mit Folkwang-Künstlern, angehenden Lehrern und Ingenieuren lebte sie fortan unter einem Dach,

auf dem Klingelschild stand „Gesamthochschule Essen“. Eine WG, das ist eigentlich nichts für eine höhere akademische Tochter, wie es eine Medizinische Fakultät gewöhnlich ist. Das fand sie manchmal auch selbst, und die langen Diskussionsabende am WG-Küchentisch sind noch heute Legende.

Doch es entwickelte so etwas wie eine Hausordnung, und unsere Fakultät wuchs. Das Problem beim Wachstum ist – wer kennt das nicht von seinen Kindern: Schnell war sie aus den gerade angeschafften Gewändern wieder herausgewachsen. Und zugegeben, sie musste erst Papas olle Klamotten auftragen: antiquierte Gebäude der städtischen Anstalten. Erst allmählich bekam sie einen modischeren Dress.

Zuvor war manches arg geflickt worden. Über sechs Jahre lang hatte ihr Gewand ein klaffendes Loch, ehe es durch ein Designerstück mit dem Namen OPZ2 geschlossen wurde, aber auch das war knapper geschnitten als geplant. Bis heute moniert unsere Dame oft, dass sie nicht für jeden Anlass das richtige Kleid habe. Doch weil der Kleiderschrank, sprich: der medizinische Campus voll ist, steht sie vor der Entscheidung: Was

kann denn weg? Und wenn dann, wie kürzlich, im neuen Maßgewand namens Medizinisches Zentrum schon fast Mottenfraß einsetzt, ehe sie es zum ersten Mal tragen kann, stampft unsere 50-Jährige schon mal vehement mit dem Fuß auf. Auch moderne Funktionswäsche ist ja nicht ohne: Wer ein modisches, technisch avanciertes Protonengewand haben will, für glitzernde Auftritte auf großen Forscherbällen, muss oft zum Schneider. Das kostet Zeit, Geld und Nerven.

Aber wir wollen uns ja nicht mit dem Äußeren aufhalten: In ihren Gefäßen, also Gängen und Fluren, tummeln sich 5.500 Körperchen in allen Farben – Mitarbeiter also, die als Abwehrkräfte hunderttausenden Kranken beistehen. Allerdings leidet unsere Jubilarin gelegentlich unter Kopfschmerzen, durch Stress verursacht. Da ist ja nicht nur die Ruhrgebietsfamilie, die mit allen Wehwehchen zu ihr kommt. Sie will zudem Freundschaften pflegen mit aller Welt, neue Methoden entwickeln, Forschern und vielen jungen Menschen zeigen, wie man den Herzschlag der Patienten wahrnimmt, sie will aber auch ein Ohr am Puls der Wissenschaft haben. Da macht der Kreislauf der Dame im middle-

ren Alter schon mal Sorgen, weil sie ja immer auch aufs Geld gucken muss.

Dass vor zehn Jahren das Türschild ihrer akademischen WG getauscht wurde und sie nun an einer großen Universität zuhause ist, hat ihr gut getan. Sie hat gelernt, mit den anderen Söhnen und Töchtern zu spielen – mit Biologen, Chemikern, Physikern und Ingenieuren. Und natürlich mit Brüdern und Schwestern im Land und mit Verwandten in aller Welt. Die nehmen die noch vergleichsweise junge Dame mittlerweile ernst. So beweist die 50-jährige Fakultät, das man mit schwieriger Kindheit im bildungsfernen Umfeld eine gute Karriere machen kann. Und ist so mit ihrer Lebensgeschichte etlichen ihrer studierenden Zöglinge ein Vorbild. ■

WAS KLEIN ANFING...

50 Studierende und 11 Professoren – damit begann die Medizinische Fakultät in Essen. Heute nehmen hier Jahr für Jahr 225 junge Leute ihr Studium auf – rund 1.900 Studierende sind für Medizin eingeschrieben, 76 Lehrstühle eingerichtet. Jährlich gibt es an die 215 Absolventen, 175 bekommen den Dokortitel verliehen und ungefähr 20 Habilitationen werden abgeschlossen. Über die 50 Jahre zusammengerechnet haben mehr als 10.000 Ärzte hier ihr Studium absolviert, 6.600 Doktorarbeiten geschrieben und 665 dürfen sich als Professor oder Professorin „made in Essen“ fühlen.

Schwieriger ist es, die medizinische Landschaft zu vergleichen. Fest steht: die Bettenzahl hat sich – dank der seit 1974 dazu gekommenen Rheinischen Landeslinik – von rund 1.400 auf 1.665 erhöht. Noch viel stärker ging die Zahl der stationär behandelten Patienten nach oben: von 22.200 im Jahr 1963 auf knapp 53.000 heute.

„INGENIEURE SOLLTEN MUTIGER SEIN“

Alumni-Serie | Mit analytischem Denken in den Chefsessel

CAMPUS:REPORT Herr Küst, wie wird man als Ingenieur eigentlich Arbeitsagenturleiter?

HARALD KÜST Ich wollte nicht in die Forschung und Entwicklung. Mir liegt eher die Kommunikation mit Menschen. Eignungsdiagnostik und Arbeitsmarktpolitik haben mich schon früh interessiert. Ursprünglich hatte ich mich als technischer Berater bei der Bundesanstalt beworben und bin dann über verschiedene Projekte in Führungsaufgaben hineingewachsen. Das technische Studium war dafür sehr hilfreich; ich empfehle es noch heute als gute Basis. Man lernt strukturiertes Denken und mathematisches Verständnis – das erleichtert die Kommunikation mit Controllern, etwa bei der Budgetsteuerung. **Wie viele Bewerbungen haben Sie für Ihren ersten Job geschrieben?**

Nicht so viele, wie man heute schreiben muss. Weniger als zehn. Meine Bewerbung bei der Arbeitsagentur war ungewöhnlich, aber den Erfolg beim Auswahlverfahren habe ich auch ein bisschen genossen.

Wie sieht Ihr Alltag heute aus?

Ich versuche die Balance zwischen Außen- und Innenaktivitäten zu halten. Ich arbeite eng mit Partnern wie IHK, Wirtschaftsförderung und Kommune zusammen, gehe direkt in Betriebe oder auf Messen und werde als Referent angefragt. Mein Terminkalender ist manchmal ein bisschen eng, aber das versuche ich auszugleichen. Man muss auch delegieren können. Der schlimmste Vorgesetzte ist der, der immer alles selbst macht und besser weiß. Führung hat viel mit direkter Kommunikation zu tun – ich bin ein Gegner von Mailanweisungen, denn die führen oft zu Missverständnissen. Allein heute habe ich vier Mitarbeitergespräche geführt. Das ist produktiver, als zu mailen.

Welche Erinnerungen verbinden Sie mit Ihrem Studium?

Wir hatten mehr Freiheiten als heute. Aber die Abbruchquote war leider schon damals hoch. Mathe war eine große Hürde. Mir blieb der Satz eines Professor im Ohr: Meine Herren, das ist gut für die Demut. Von anfangs

60 haben etwa 20 abgeschlossen. Das schweiß zusammen. Mit neun Kommilitonen treffen wir uns jedes Jahr, fahren an die holländische Küste oder ins Ahrtal. Gerade hatten wir das 40. Jubiläum. Wir respektieren uns, auch wenn wir nicht immer einer Meinung sind. Es gibt gelegentlich hitzige Diskussionen zum Beispiel zur Energiewende.

Würden Sie im Rückblick etwas anders machen?

Nein. Es war der richtige Weg, ich habe auch etwas Glück gehabt. Viel gebracht haben mir die allgemeinwissenschaftlichen Seminare. Vielleicht kehre ich im höheren Alter an die UDE zurück und widme mich als Gasthörer der Wirtschaftsgeschichte.

Welche Wege haben Ihre Kommilitonen beschritten?

Einer ist Niederlassungsleiter, ein anderer Personalchef in der IT-Branche; unter uns

finden Sie Kraftwerksleiter, Qualitätsmanager, Unternehmensberater und einen Studienleiter am Berufskolleg. Die Einsatzmöglichkeiten sind größer, als viele denken. Ingenieure sollten mutiger sein, offener für andere Branchen und für Führungsaufgaben. Ihr Sachverstand würde manchem Politiker nicht schaden.

Wie ist es, wieder auf dem Campus zu sein?

Sehr spannend, es hat sich viel getan. Aufgefallen sind mir die ausländischen Studenten, vor allem aus Asien. Internationalität und Wertschätzung spiegeln sich hier wider. Ein weiterer Quantensprung: die Fächerauswahl an beiden Standorten. Elementar ist, dass sich die Hochschule der Wirtschaft öffnet. Ich bin überzeugt, dass die Fusion der richtige Weg war, trotz aller Schwierigkeiten, die so ein Schritt mit sich bringt.

Haben Sie einen Tipp für Berufsanfänger?

Man fällt nur auf, wenn man nicht stromlinienförmig ist. Netzwerke sind wichtig, und wer erkennt, dass er keinen Förderer hat, sollte die Firma wechseln.

Die Fragen stellte Katrin Koster.



FOTO: FRANK PREUSS Harald Küst (63) studierte von 1970 bis 1973 E-Technik in Duisburg und später berufsleitend BWL und Berufspädagogik an der Fernuni Hagen. Er ist als Leiter der Arbeitsagentur Hamm für etwa 400 Mitarbeiter verantwortlich.

DAS E-AUTO AUF TOUREN BRINGEN

Im Designstudio NRW arbeiten UDE, Folkwang Universität und Ford an neuen Konzepten

So richtig in Fahrt kommt das Elektroauto nicht: Es gibt zu wenige Ladestationen, die Technik hakt und die Preise könnten niedriger sein. So befindet es sich derzeit eher auf der Kriech- denn auf der Überholspur. Auch in Nordrhein-Westfalen. Dennoch ist Heike Proff, Professorin für Internationales Automobilmanagement, überzeugt: „Die Elektromobilität kommt. Umso schneller allerdings, je eher man die Kunden mit neuem Design, technischen Lösungen, alternativen Verkehrskonzepten und insgesamt mit Autos begeistert, die sie wirklich wünschen.“ Das wollen sie und ihre Kollegen vom Designstudio NRW nun erarbeiten.

Das Projekt bringt vier UDE-Lehrstühle (Automobilmanagement, Psychologie, Stadtplanung, Mechatronik), den Gestaltungslehrstuhl für Strategie und Vision (Folkwang Universität) sowie den Automobilhersteller Ford zusammen. Proff koordiniert das auf zunächst ein Jahr angelegte Vorhaben; das

NRW-Wirtschaftsministerium unterstützt es mit einer sechsstelligen Summe.

Mit Fahrsimulatoren, Testreihen und Kundenbefragungen sowie den Ergebnissen aus dem Kölner Feldversuch cologneE-mobil entwickeln die Wissenschaftler neue Konzepte. Immer im Mittelpunkt: die Verbraucher. Denn weiß man, was die sich genau bei Aussehen, Ausstattung, Technik und Preis vorstellen, dürften sich batteriebetriebene Autos besser verkaufen. Aber es geht nicht nur darum, wie Fahrzeuge designt sein und was sie können sollten. Auch interessiert, wie sie sich mit öffentlichen Verkehrsmitteln kombinieren lassen und was das stadtplanerisch bedeutet.

In ihrer Ideenschmiede entwerfen die Forscher zunächst virtuelle Modelle und prüfen dann, ob die Konzepte für eine Stadt passen. Um dicht an potenziellen Käufern zu sein, sind in allen Phasen Testpersonen eingebunden. „Im November wird es eine ein-

wöchige Car Clinic geben, so nennt man in der Autoentwicklung ein Teststudio. Probanden können dann die virtuellen Fahrzeuge mit solchen vergleichen, die schon auf dem Markt sind. Ihre Reaktionen sind uns sehr wichtig“, sagt Proff.

Was im Designstudio NRW entsteht, soll keinesfalls ein nettes Gedankenspiel bleiben. Vielmehr schwebt den Projektpartnern Großes vor, „ein neues Elektro-Fahrzeug, das in Serie geht.“ Den Arbeitstitel gibt es schon: NRW Car 2030. (ubo)

Mehr: Nicole Schleiffer, T. 0203/379-1022, nicole.schleiffer@uni-due.de

QUALITÄTSZIRKEL: REZEPTE FÜR ERFOLGREICHES STUDIEREN

Jederzeit und überall lernen – Online-Vorlesungen machen Studieren deutlich flexibler. Dies ist auch für den erfolgreichen Abschluss wichtig. Dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft sind solche Faktoren ein besonderes Anliegen, weshalb er den Qualitätszirkel Studienerfolg gegründet hat. Die UDE ist als eine von sechs Hochschulen dabei. 50.000 Euro fließen in den nächsten beiden Jahren in ein Entwicklungskonzept für die Lehre.

Vorausgegangen ist ein Wettbewerb, bei dem die UDE mit E-Learning-Maßnahmen punkten konnte. Die Idee: Stark nachgefragte Großveranstaltungen sollen in ein online-basiertes Format überführt werden. Mit einem Pilotvorhaben will die Uni erste Erfahrungen sammeln, um das Konzept dann auszuweiten.

„Wir wissen um das enge Zeitbudget unserer Studierenden und um die hohe Auslastung unserer Lehrenden. E-Learning kann helfen, Lernprozesse auch außerhalb des Hörsaals optimal zu unterstützen“, erklärt der Prorektor für Studium und Lehre, Professor Dr. Franz Bosbach. „Auch verschaffen wir Lehrenden hierdurch Freiräume, um in anderen Veranstaltungen die Präsenzlehre und Studierendenbetreuung weiter zu verbessern.“

Die UDE wird vom Stifterverband zugleich dafür ausgezeichnet, dass sie sich besonders engagiert, die Abbruchquoten zu senken.

Mehr: Patrick Hintze, T. 0203/379-7027, patrick.hintze@uni-due.de

KOOPERATION MIT CHEMIEDIENSTLEISTER

Wie lassen sich industrielle Kläranlagen sicher und kostengünstig betreiben? Kann ein biologisches Frühwarnsystem helfen, eine industrielle Kläranlage zu überwachen? Solche Fragen verbindet das Fachgebiet Siedlungswasser- und Abfallwirtschaft mit den Unternehmen Currenta und Ineos. Nun wurde ein Kooperationsvertrag unterzeichnet.

Der Industriepartner profitiert vom wissenschaftlichen Know-how in der Sensortechnik und der molekularbiologischen Analytik mikrobieller Lebensgemeinschaften in Kläranlagen. Die Uni kann sich im Gegenzug in der angewandten Forschung profilieren, ihre Studierenden erhalten einen Einblick in die industrielle Arbeitswelt, und sie engagiert sich außerdem im Currenta-Schülerlabor.

ANSCHAUUNGSOBJEKT

Ingenieure erhalten Gasturbine von Siemens

Um Erdgas in mechanische Energie umzuwandeln, werden Gasturbinen gebraucht. Einen besonders effektiven Typ hat Siemens entwickelt: Die SGT5-8000H hält mit einem Wirkungsgrad von über 60 Prozent im kombinierten Betrieb in einem Gas- und Dampfturbinen-Kraftwerk den aktuellen Weltrekord. Jetzt bekamen die Ingenieure ein Modell dieser leistungsstarken Turbine. Im Maßstab 1:10 dient es Wissenschaftlern und Studierenden als Anschauungsobjekt.

Das Modell ist teilweise aufgeschnitten, so dass der Aufbau und alle relevanten Komponenten sichtbar sind. Bei einer Länge von 1,5 Metern wiegt das Exponat rund 100 Kilogramm. Ein Gestell erlaubt dennoch den Transport, so dass die Turbine in Vorlesungen und Übungen gezeigt werden kann. Verschiedene Ingenieurdisziplinen arbeiten an einem solch komplexen Produkt – daher ist die genaue Funktionsweise nicht nur für angehende Maschinenbauer, sondern auch für Studierende anderer Fakultäten interessant. Die Einzelanfertigung kostet etwa 62.000 Euro.

Acht deutsche Universitäten hat das Unternehmen ausgewählt und unterstützt sie mit derartigen Exponaten. Siemens stiftet



Zum Staunen: der Weltrekordhalter in klein.

zudem Lehrmaterial wie Originalausrüstung aus Maschinen, organisiert Fachvorträge sowie Exkursionen und beteiligt sich an der Ausbildung durch Praktika und praxisbezogene Vorlesungsbeiträge. Ziel ist es, Industrie und Forschung noch stärker zu verknüpfen. (kk)

LÄNGER IM JOB UND SPÄTER DOCH ARBEITSLIOS

Die Arbeitslosigkeit in Deutschland hat zwar generell abgenommen, doch die Quote bei den über 60-Jährigen ist in den letzten Jahren gestiegen. Und das Risiko ohne Job dazustehen, wird für diese Menschen größer, belegt eine Studie vom Institut Arbeit und Qualifikation (IAQ): Seit über zehn Jahren wächst nämlich die Zahl der Älteren stetig, die noch berufstätig sind. 2012 waren durchschnittlich 61,5 Prozent der Bevölkerung zwischen 55 und 64 Jahren erwerbstätig; im Jahr 2000 waren es noch 37,6 Prozent.

Unter den Älteren entwickelt sich die Arbeitslosenquote unterschiedlich: Während sie

bei den 55- bis 59-Jährigen (wie der allgemeine Trend) zwischen 2006 und 2011 gesunken ist, ging die Quote der 60- bis 64-Jährigen nach oben. Insbesondere, dass die 58er-Regelung weggefallen ist – dadurch konnte man in den Ruhestand gehen, ohne eine mit Abschlägen verbundene, vorzeitige Rente zu beziehen –, hat die statistisch erfasste Arbeitslosigkeit erhöht. 2011 machten fast nur noch Hartz-IV-Empfänger von dieser Regelung

FÖRDERUNG WIRD FORTGESETZT

Die Duisburger Welker-Stiftung finanziert auch in den kommenden zwei Jahren das Promotionskolleg der NRW School of Governance. Bis einschließlich 2015 stellt sie 102.000 Euro bereit. „Die Ausbildung unseres wissenschaftlichen Nachwuchses kann somit auf hohem Niveau fortgeführt werden“, freut sich Direktor Professor Dr. Karl-Rudolf Korte.

Das Graduiertenkolleg bietet Politikwissenschaftlern hervorragende Bedingungen für ihre Doktorarbeiten, beispielsweise Forschungsreisen und eine intensive Betreuung. Derzeit gehören ihm mehr als 40 junge Forscher an. Ihre Projekte decken dabei ein breites Spektrum ab. So widmen sie sich Fragen der politischen Kommunikation, der Landespolitik, der Parteien-, Wahl- und Regierungsforschung, aber auch verwaltungswissenschaftlichen Problemen.

Bereits seit 2008 unterstützt die Welker-Stiftung die NRW School of Governance. Dank ihrer Mittel konnte neben dem Promotionskolleg die Johann-Wilhelm-Welker Stiftungsprofessur für Ethik in Politikmanagement und Gesellschaft eingerichtet werden.

Gebrauch. Aber viele ältere Arbeitslose mit Hartz-IV-Bezug werden infolge einer neuen Vorschrift gar nicht als solche registriert. 2011 betraf das etwa 100.000 Personen.

Fazit der IAQ-Wissenschaftler: Die ungünstigere Entwicklung der Arbeitslosenzahlen von über 60-Jährigen ist nicht so sehr auf schlechte Arbeitsmarktbedingungen für diese Gruppe zurückzuführen als vielmehr auf die Reformen in der Arbeitsmarkt- und Rentenpolitik. So kommt es, dass mehr Ältere länger im Job bleiben oder sich bis zur Rente arbeitslos melden. (cb)

Mehr: www.iaq.uni-due.de/auem-report

DER ZELLE BEI DER ARBEIT ZUSEHEN

Institut für Experimentelle Immunologie und Bildgebung erhält hochauflösende Mikroskope

Drei neue Spezialmikroskope und ein modernes Zellsortiergerät im Wert von etwa 3,2 Millionen Euro bekommen die Immunologen um Professor Dr. Matthias Gunzer. Dafür fließen Mittel vom Land und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Weil auch andere Wissenschaftler die neue High-Tech-Ausstattung nutzen werden, wird derzeit ein Imaging Center Essen (IMCES) aufgebaut.

Mit den neuen Mikroskopen lassen sich in lebenden Zellen Strukturen auflösen, die bisher aufgrund ihrer geringen Größe quasi unsichtbar waren. So können nun erstmals Eiweiße direkt im Inneren einer Zelle untersucht werden. „Man kann endlich verstehen,

wie sie in ihrer natürlichen Umgebung statt in einem Reagenzglas funktionieren“, freut sich Gunzer. Den Biochemiker interessiert, wie der geschwächte menschliche Körper mit einem weit verbreiteten Pilz umgeht. Jetzt kann er einer Immunzelle zusehen, wie sie auf den Eindringling reagiert. „Wir stehen vor einem völlig neuen Verständnis der grundlegenden immunologischen Abwehrmechanismen.“

Gunzer befasst sich auch mit der Physiologie ganzer Immunzellen, insbesondere erforscht er deren Wanderungsverhalten – ohne das wären sie meist wirkungslos – und ihre Reaktion auf Infektionen und Tumoren. Die dafür eingesetzte Technik heißt intravitale

2-Photonenmikroskopie. Sie ist dank der neuen Investition nun auch an der UDE verfügbar. „Jetzt können wir aufklären, was bei Krankheiten falsch läuft“, so Gunzer. „Es gelingt uns sogar, die Zellen in wichtigen Organen wie Lymphknoten, Knochenmark, Gehirn und Lunge direkt zu untersuchen, ohne sie vorher zu isolieren. So gewinnen wir ein unverfälschtes Bild ihres Verhaltens.“ (ko)

Mehr: Prof. Dr. Matthias Gunzer, T. 0201/183-6640, matthias.gunzer@uni-due.de



Evonik-Chef Engel (l.) und Uni-Rektor Radtke besiegeln den Vertrag.

NEUE PARTNER

Die Fakultät für Chemie und Evonik Industries haben einen Kooperationsvertrag geschlossen. Der Konzern stiftet u.a. eine Juniorprofessur und zehn Stipendien für hochqualifizierte Promovierende und finanziert gemeinsame Forschungsvorhaben.

Die Junior-Professur soll für sechs Jahre gefördert werden und sich überwiegend mit makromolekularer und Grenzflächenchemie beschäftigen. Diese spielen für neue Produkte im Evonik-Geschäftsbereich Consumer Specialties eine Rolle. Hier werden u.a. kosmetische Wirkstoffe, Emulgatoren, kosmetische Öle oder auch Konditioniermittel hergestellt.

GUTE IDEEN WEITERGEBEN

Allzu oft hängt es von der Herkunft ab, welche Schule ein Kind besucht und ob es später studiert. Um im Revier etwas gegen diese Bildungsungleichheit zu tun, haben fünf Kommunen, fünf Hochschulen, das Land und die Stiftung Mercator RuhrFutur ins Leben gerufen. Die Initiative mit Sitz in Essen will vor allem Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund sowie aus sozial benachteiligten Verhältnissen helfen. Die Stiftung Mercator finanziert die Allianz in den kommenden fünf Jahren mit 15,3 Millionen Euro.

Gute lokale Bildungsprojekte gibt es viele; um auch über die Stadtgrenzen hinaus zu wirken, fehlt es jedoch an Koordination. Mit RuhrFutur soll sich das ändern. Es werden Netzwerke aufgebaut, die für einen Erfahrungsaustausch sorgen und Ergebnisse allgemein zugänglich machen. Neue Projekte sollen

eingebunden und bestehende erweitert werden. Die Netzwerke berücksichtigen die gesamte Bildungskette – vom Eintritt in die Kindertagesstätte bis zum Abschluss der Hochschule.

Natürlich gehört auch die UDE zu den Partnern von RuhrFutur. „Mehr als die Hälfte unserer Studierenden sind die ersten in ihrer Familie, die studieren. Knapp ein Viertel hat eine Zuwanderungsgeschichte. Damit alle die gleichen Abschluss-Chancen haben, unterstützt die UDE sie mit gezielten Maßnahmen, etwa im Bereich der Sprach- und Schreibkompetenz. Auch beim Übergang Schule-Universität oder zum Studienanfang hilft sie“, erklärt Prorektor Professor Dr. Franz Bosbach.

RuhrFutur will in den kommenden Jahren weiter wachsen. Gemeinsam mit dem Regionalverband Ruhr sollen möglichst alle Revierkommunen und -hochschulen eingebunden werden – die Idee ist eine „Bildungsregion Ruhr 2018“.

An RuhrFutur sind beteiligt die Stiftung Mercator, die Städte Dortmund, Essen, Gelsenkirchen, Herten und Mülheim, die Universitäten Duisburg-Essen, Bochum, Dortmund, die FH Dortmund sowie die Westfälische Hochschule. Schirmherrin ist Ministerpräsidentin Hannelore Kraft. Mehr: www.ruhrfutur.de

ZEHNTAUSEND AUGENPAARE UND EIN PROF

MOOC – klingt niedlich, ist aber kein neues Uni-Maskottchen. Diese Abkürzung steht für etwas ganz Großes: Massive Open Online Course, frei übersetzt Offener Internetkurs mit sehr vielen Teilnehmern. Kostenlose Bildung für alle. Ein weltweites Medienthema, für die UDE allerdings nichts Neues.

Von Katrin Koster (Text) und Frank Preuß (Foto)



Sind Massive Open Online Courses ein kurzlebiger Trend oder die große Bildungsrevolution? Sie werden die klassische Lehre nicht verdrängen, sagt Professor Kerres.

„Wir hatten schon früh E-Learning: Einige Dozenten stellen ihre Materialien seit Jahren ins Netz, unter anderem auf der Lernplattform moodle. Bereits damals gab es einige tausend Aufrufe – nur hat da noch keiner von einem MOOC gesprochen“, weiß Professor Dr. Michael Kerres, Experte für Mediendidaktik und Wissensmanagement. Die Massenkurse werden heute zur Weiterbildung und zum Selbststudium genutzt. Es sind mehr als nur Hörsaalvideos; das können Vorlesungsreihen mit abschließender Prüfung, aber auch Seminare oder Workshops sein. Oft werden sie um Übungen oder Tests ergänzt, und in Foren helfen sich die Lernenden. Manchmal gibt es Zertifikate, jedoch nicht vergleichbar mit Hochschulabschlüssen.

Gelassen beobachtet Kerres den Hype um das Internetstudium und den Jubel, dass nun der einfache Student am anderen Ende der Welt vom Know-how der Spitzenwissenschaftler profitiert. „Das ist keine didaktische Innovation, sondern das schlagartige Erwachen eines Geschäftsfeldes“, kommentiert er ungerührt. Denn nicht nur die Unis selbst laden Vorlesungen hoch, sondern immer mehr gewerbliche Plattformen. Seit der Stifterverband zehn Konzepte mit jeweils 25.000 Euro fördert, segelt das MOOC-Schlachtschiff schneller.

Natürlich arbeiten Kerres und seine Kollegen ebenso daran, die Lehre noch mehr zu öffnen – beispielsweise für Teilzeitstudierende und Berufstätige. Es existiert eine Allianz mit dem Zentrum für Informations- und Mediendienste, dem Zentrum für Hochschul- und Qualitätsentwicklung, der Unibibliothek und dem Learning Lab. Diese unterstützt Lehrende und plant im Auftrag des Rektors, wie das E-Learning an der UDE weiter entwickelt werden sollte.

„Da man bestimmte Leute über die traditionellen Wege nicht erreicht, wollen wir neue Schritte ausprobieren.“ Kerres beschreibt das wie eine Pyramide: „Ganz unten bildet die Lernplattform moodle das breite Fundament, auf dem möglichst viele Lehr-

kräfte ihre Materialien einstellen; darauf steht ein Modell, bei dem es pro Studiengang ein Modul für selbstgesteuertes Lernen gibt. Und darüber einige offene Online-Kurse, für die wir gerade einen Prototypen entwickeln.“ Die Massenkurse sind also Teil der Strategie.

Außerdem denken die Ingenieurwissenschaftler über einen kompletten Online-Studiengang E-Technik nach. Prüfungen werden aber weiter am Campus geschrieben – die hiesigen Bildungsexperten beschäftigen sich nicht mit 360-Grad-Fernkameras oder Handschriftenerkennung. Ein „Diplom zum Selbstaudrucken“ wird es nicht geben. Die Internetkurse sind eine zusätzliche Lehrvariante, deren Inhalte sich zeitunabhängig abrufen lassen. In Duisburg und Essen werden sie am eifrigsten von den Geistes-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlern genutzt.

Zieht es denn viele Dozenten ins virtuelle Scheinwerferlicht? „Keineswegs! Nicht jeder mag den direkten Mitschnitt – ich übrigens auch nicht“, sagt er, der sich mit Videokonferenzen und Live-Interviews auskennt. Das sei Geschmackssache; er nehme seine Seminare lieber in Ruhe über die Computerkamera auf. „Vorlesungsvideos wirken mitunter hektisch.“ Die Aufzeichnungen zu einzelnen Folien ließen sich zudem besser in Abschnitte unterteilen und zu jeder Tageszeit machen. Einfach auf Knopfdruck, am eigenen Schreibtisch.

Am amerikanischen Massachusetts Institute of Technology (MIT) erinnern die Aufnahmen an TV-Produktionen; die Wissenschaftler werden im Studio ausgeleuchtet. Das beeindruckt Kerres wenig: „Die Spitzenunis haben vieles, aber nicht unbedingt Spitzenlehrer. Das, was wir bislang sehen, ist viel-

fach eher didaktische Hausmannskost. Da werden etwa in der Statistik Beispiele gebracht, die würde hier keiner verstehen.“ Wer weiß schon, was ein Pitcher beim Baseball genau macht? Werden solche Vorlesungen weltweit ausgestrahlt, muss man an den kulturellen Kontext denken.

Den Vergleich mit anderen scheut die UDE nicht, vielmehr ist sie beim E-Learning Vorreiter gewesen und hat diesen Bildungsacker schon ordentlich gedüngt. Stichworte: Notebook-University oder RuhrCampusOnline, das gemeinsame Portal mit den Unis Bochum und Dortmund. Auf die Frage, was die Hochschule in den nächsten zehn Jahren ausmachen werde, antwortete Rektor Ulrich Radtke kürzlich: „Bei neuen Lehrformaten sind wir ganz vorne mit dabei: Vorlesungen online, konzentrierte Kleingruppenarbeit, intelligentes E-Learning.“

Ertrinken die Profs eigentlich in Mails, weil tausende Externe noch Fragen haben? Der Mediendidaktiker winkt ab. „Nein, Rückmeldungen zu unseren Online-Materialien sind selten. Das ist ein Selbstlernprozess, bei dem sich die Lernenden eher untereinander austauschen.“ Auch in der klassischen Vorlesung werde vergleichsweise wenig gefragt, gibt er zu bedenken. „Und wenn ich im Lehrbuch einen Satz nicht verstehe, schreibe ich nicht an den Autor.“

Obschon manche Journalisten das Ende der Präsenzlehre herbeischreiben – viele Kanzler sehen das anders. Sie sind sich einig, dass das gängige Hochschulmodell durch MOOCs nicht abgelöst wird. Für Michael Kerres ist die webbasierte Lehre ebenfalls eine wichtige Chance, doch allenfalls als Ergänzung. „Zuallererst wird es immer um unsere Studierenden vor Ort gehen; Bildung und Wissenschaft leben vom persönlichen Austausch.“ ■

Mehr: Prof. Dr. Michael Kerres, T. 0203/379-2434, michael.kerres@uni-due.de

DU BIST, WAS DU HÖRST

Warum sich über Geschmack nicht streiten lässt – und wir das bei Musik gerne vergessen

St. Pauli. Tumult im Klassenzimmer. Die Schüler der 10b stehen sich wutentbrannt gegenüber. Die Situation eskaliert, auch verbal: „Tokio Hotel stinken!“ „Halt die Fresse, du Opfer!“ – Sebastian Meißner greift ein. „Ich musste dazwischen gehen, bevor mehr passiert. Dabei ging es doch nur um Bill Kaulitz.“

Der Journalist hat untersucht, wie wir streiten, wenn es um Musik geht – nicht nur im Klassenraum, sondern auch im Internet und in seiner eigenen Küche. Seine Doktorarbeit nimmt unter die Lupe, was in den besten Familien oder Cliquen vorkommt: Schlechter Musikgeschmack. Gut, dass den nur andere haben? Sebastian Meißner sagt: „Weil wir Musik als Teil unserer Persönlichkeit und Weltansicht verstehen, werden wir sehr schnell emotional.“

Der Konflikt lauert überall: Wir sitzen beim Frühstück oder im Auto, das Radio läuft und schon beim nächsten Hit kann sich ein Drama abspielen – der eine dreht lauter, der andere möchte reinschlagen. Innige Beziehungen sind schon an solchen Geschmacksfehden zerbrochen. Auch Sebastian Meißner kann ein Lied davon singen: „Im Oktober 2000 habe ich mit einem guten Freund über das frisch veröffentlichte Album ‚Kid A‘ von Radiohead diskutiert. Für ihn war die Platte eine herbe Enttäuschung – ich dagegen empfand sie als brillantes Meisterwerk von geradezu bahnbrechender Bedeutung für die Popmusik.“

Für Meißner stand fest: Wer dieses Album nicht mag, kann nicht mit mir auf einer Wellenlänge sein. Die Freundschaft hielt trotzdem, aber der Clinch führte Meißner schließlich zu seiner Doktorarbeit. „Ich wollte wissen, warum wir so persönlich wurden. Und warum meine Argumente nicht griffen.“

Also lud er ein, über Musik zu reden. Ganz ungezwungen, am eigenen Küchentisch. Freunde und Bekannte unterschiedlichen Alters, aber auch Menschen, die sich gar nicht kannten, setzten sich mit Glaubensfragen auseinander: Elvis oder Michael Jackson? Madonna oder Barbara Streisand? „Oder die Probanden haben ihre Lieblingsmusik verge-



Helfen bei unterschiedlichem Musikgeschmack: Kopfhörer.

spielt, die von den anderen bewertet wurde“, erzählt der 36-Jährige.

Um es vorweg zu nehmen: „Nicht ein einziges Mal ist jemand auch nur ansatzweise von seinem Standpunkt abgerückt“, sagt Meißner. Im Gegenteil – wenn es um unseren Geschmack geht, verfolgen wir regelrechte Taktiken, um das eigene Urteil aufzuwerten und unsere Gegner niederzumachen. Meißner hat fünf davon beobachten können: „In der ersten Phase tauschen wir uns aus. Sind wir einer Meinung, ist alles gut. Wenn nicht, bringen wir Argumente für unser Urteil, wie die Qualität des Musikers, ein gutes Songwriting oder wie cool und sexy der Künstler ist.“

Im zweiten Schritt wird die persönliche Urteilsfähigkeit als besonders qualifiziert dargestellt, z.B. durch Musikalität („ich spiel ja selbst Gitarre“) oder große Erfahrung („ich hör schon seit 50 Jahren Musik“). Mit der Abwertungstaktik stellen wir hingegen den anderen als inkompetent, intolerant, unerfahren oder als Lügner hin.

„Unvereinbare Meinungen“, so Meißner, „führen zu starkem Frust, der in Wut um-

schlagen kann.“ Die Streithähne gehen dann auf Angriffskurs: „Einziges Ziel ist es jetzt, den Gegner zu beleidigen, zu verletzen und völlig zu demoralisieren.“ Plötzlich kommen drastische Vokabeln irgendwo aus der untersten Schublade. Viele werden sarkastisch oder drehen dem anderen das Wort im Mund um. Kostprobe gefällig?

Jöran: „Jeder Green Day-Hörer hat doch ’n Nagel im Kopf. Die sind assig und ekelhaft.“

Daniel: „Geht ’s vielleicht noch intoleranter? [...] Wie assig und ekelhaft muss man sein, um Punk nicht zu mögen?“

Meistens endet so ein Streit im Resümee, hat Meißner festgestellt: „Es gibt offenbar ein großes Bedürfnis, am Ende eines Gesprächs noch einmal seinen Standpunkt unmissverständlich zu formulieren.“ Die Taktiken sind dieselben, ob man sich kennt oder nicht. Im Internet wird verbal besonders heftig zugeschlagen. „Weil alles anonym ist und die Sätze in Ruhe zurechtgelegt werden können.“ Auch starke Allianzen, die sich gegen andere User bilden, hat er hier besonders häufig beobachtet. Die Netzgemeinschaft mit gleichem Musikgeschmack steht eng zusammen. Dafür kann hier keiner laut werden oder sich ins Wort fallen.

Was aber macht Musik gut oder schlecht? Dafür gibt es keine sicheren Kriterien. „Wenn ich frage: Wie hoch ist der Eiffelturm? hat das Lexikon die exakte Antwort parat. Beim Geschmack gibt es kein richtig oder falsch.“ Wie gut jemand singen kann, wie schwierig die Komposition ist oder wie virtuos das Gitarrensolo – all das scheint nicht allein ausschlaggebend zu sein. „Sonst hätten es Leute wie Bob Dylan wohl nicht geschafft. Und wenn Whitney Houston technisch brillant die Oktaven durchreitet, kann das auf Dauer ganz schön nerven“, sagt Meißner. Auch politische Gesinnung, Sex-Appeal oder die Bühnenshow können einen Künstler und damit seine Musik interessant machen. Und Authentizität: „Wenn mehr dahinter steht, als die Absicht Geld zu verdienen. Wenn etwas rüberkommt, das nicht allein in den Noten oder dem Text

steckt.“ Musik wird von Jugendlichen aber auch gezielt genutzt, um sich abzugrenzen und die Eltern zu schocken.

Ach, die Jugend. In keiner anderen Lebensphase beschäftigen wir uns stärker mit Musik. Auf der Suche nach dem eigenen Profil färben wir uns die Haare wie der Star, tragen ähnliche Outfits und treffen uns mit Gleichgesinnten. Und das popkulturelle Angebot ist groß: Emo, Punk, HipHop, Metal – die Rollen sind schon da und warten nur darauf, dass sie sich jemand überstreift. Auch Sebastian Meißner hat Verschiedenes durchgespielt: „Ich war mal Gesinnungspunker. Aber nie mit Haut und Haaren. Ich wollte nichts ausschließen und war auch offen für andere Einflüsse.“ Sein letztes Lieblingsalbum kam von DJ Koze. „Eine wirklich clevere und vielseitige Elektro-Platte mit warmen, analogen Sounds“, lobt der Vielhörer. Für ihn muss etwas dahinterstecken: „Mit inhaltslosem Zeug kann ich nichts anfangen – deswegen scheiden viele Schlagersongs zum Beispiel aus.“

Auch jetzt noch spitzt Meißner die Ohren, wenn um ihn herum über Charts, Musiker und Melodien gestritten wird: „Richtig gutes, empirisches Material.“ Dabei hat er für seine Doktorarbeit schon unzählige Diskussionen ausgewertet. Sie alle zeigen: Je mehr wir uns identifizieren, desto stärker fühlen wir uns erschüttert, wenn unser Musikgeschmack angezweifelt wird. Er ist eine Art Visitenkarte im sozialen Austausch. Wir geben Persönliches preis und zeigen, welches Bild andere von uns haben sollen. Oder einfacher: „Du bist, was du hörst. Und das zwingt dich dazu, deine eigene Wahrheit bis aufs Letzte zu verteidigen.“ Ändern wird sich das wohl nie, glaubt der ehemalige UDE-Student. „Ich finde es gut, sich in Erinnerung zu rufen, warum man was mag, und dafür einzustehen.“ Jeder könne daher kommen und unbegründet sagen: Das finde ich doof. „Das hält den Diskurs aufrecht – und damit den Popkosmos lebendig.“ (ct) ■

Meißner, Sebastian: Widersprüchliche Wahrheiten. Warum sich über Musikgeschmack nicht streiten lässt - und wie wir es trotzdem tun. Eine gesprächsanalytische Studie, Essen 2012.



Sucht noch nach dem Super-Argument für den Geschmack: Sebastian Meißner analysierte für seine Dissertation Streitgespräche über Popmusik.

KERSTIN GÖBEL



Wie lernt und lehrt es sich in multikulturellen Klassen? Damit beschäftigt sich Dr. phil. Kerstin Göbel. Die 47-Jährige hat eine Professur für Erziehungswissenschaften, Schwerpunkt Unterrichtsentwicklung, angetreten.

Göbel studierte Psychologie in Frankfurt am Main. Nach dem Diplom 1996 arbeitete sie am Deutschen Institut für Internationale Pädagogische Forschung und lehrte an der Goethe-Universität. Ab 2005 widmete sie sich an der Universität Wuppertal verstärkt der Lehr-, Lern- und Unterrichtsforschung. 2012 habilitierte sie sich und folgte später dann dem Ruf an die UDE.

Kinder mit Migrationshintergrund und solche, die mehrsprachig aufwachsen, entwickeln beim Sprachenlernen oft ganz eigene Strategien. Wie sich das für den Unterricht nutzen lässt, untersucht Göbel u.a. per Videoanalyse. Auch erforscht sie, wie interkulturelle Kompetenz Lehrern helfen kann, Konflikte beizulegen und zu verhindern.

Keine Lust auf Schule – warum geht das vielen Schülern so, und ist das in anderen Ländern ähnlich? Das untersucht Kerstin Göbel mit Kollegen europäischer Hochschulen.

WIEBKE HANSEN



Dr. rer. nat. Wiebke Hansen ist neue Professorin für Molekulare Infektionsimmunologie an der Medizinischen Fakultät.

Die gebürtige Braunschweigerin studierte in ihrer Heimatstadt Biologie. Im Jahr 2000 promovierte sie bei der Gesellschaft für Biotechnologische Forschung in Braunschweig und arbeitete anschließend sieben Jahre als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am dortigen Helmholtz-Zentrum für Infektionsforschung. Danach leitete sie die Arbeitsgruppe Immunregulation am Institut für Medizinische Mikrobiologie des Essener Universitätsklinikums; sie habilitierte sich 2010.

In der Arbeitsgruppe Molekulare Infektionsimmunologie setzt die 42-Jährige ihre Forschungen fort: „Wir analysieren Mechanismen, die Immunreaktionen bei Infektionskrankheiten und Krebs kontrollieren.“ Im Mittelpunkt stehen die so genannten regulatorischen T-Zellen. Sie haben hemmende Fähigkeiten und beeinflussen maßgeblich die Immunantworten gegen Mikroorganismen und Tumorzellen. Ausgehend von diesem immun-suppressiven Potenzial will das Forscherteam neue Therapien entwickeln.

RAINER KASPERZAK



Dr. rer. oec. Rainer Kasperzak (50) hat den Lehrstuhl für Internationale Rechnungslegung in den Wirtschaftswissenschaften übernommen.

Die UDE ist ihm nicht fremd: In Duisburg studierte er Wirtschaftswissenschaften. Nach dem Abschluss zog es ihn 1992 als wissenschaftlichen Mitarbeiter an die Universitäten Jena und Marburg. 1996 promovierte er in Marburg und habilitierte sich dort später zum Thema Publizität und Unternehmensnetzwerke. Praxiserfahrung sammelte er bei einer international agierenden Wirtschaftsprüfungs- und Beratungsgesellschaft. 2004 übernahm er eine Professur für Rechnungslegung an der TU Berlin.

Kasperzak ist Experte für die internationalen Rechnungslegungsstandards IFRS. Ihn interessieren Fragen zur Internationalen Konzernrechnungslegung, Methoden zur bilanziellen Bewertung von immateriellen Vermögenswerten (z. B. Patenten, Markennamen oder Software) sowie Nachhaltigkeitsaspekte in der Finanzberichterstattung. Er will verstärkt auf Laborexperimente zurückgreifen – eine bislang seltene Methode in der deutschen Rechnungslegungsforschung.

GERHARD STARKE



Simulationen sind seine Spezialität: Dr. rer. nat. Gerhard Starke (50) hat die Professur für Numerische Mathematik inne.

In seiner Geburtsstadt Karlsruhe studierte er Mathematik und Physik und blieb danach seiner Alma Mater treu: 1989 promovierte er, 1995 habilitierte er sich und lehrte anschließend Praktische Mathematik. 1997 wechselte er an die Universität Essen. Ab 2000 war er Professor für Wissenschaftliches Rechnen an der Universität Hannover.

An der UDE will Starke mit numerischen Methoden untersuchen, wie sich Verformungsprozesse in der Festkörpermechanik genauer simulieren lassen – insbesondere bei größeren Deformationen. Damit soll das Verhalten dehnbarer Werkstoffe oder von Gewebe in der Biomechanik besser vorhersagbar sein. „Mein Ziel ist es, mit adaptiven Algorithmen ein möglichst genaues Simulationsergebnis zu bekommen – und das mit geringem Rechen- und Speicheraufwand.“

Seinen Studierenden will er ein Gespür für numerische Fragen mit auf den Weg geben. Mathematische Sachverhalte veranschaulicht er deshalb mit modernen Programmierumgebungen.

GUNTHER WENNEMUTH



FOTOS (5): FRANK PREUSS

Dr. med. Gunther Wennemuth (45) hat an der Medizinischen Fakultät die Professur für Anatomie übernommen.

Nach Studium und Promotion in Marburg war er als Postdoktorant drei Jahre an der University of Washington, Seattle, tätig. Anschließend habilitierte er sich und lehrte Anatomie und Zellbiologie in Marburg. 2007 übernahm er eine Professur an der Universität des Saarlandes.

Intensiv erforscht hat Wennemuth das Wachstum und die Interaktion von Zellen in Prostata-tumoren. Dies will er fortsetzen: „Insbesondere der Schwerpunkt Tumorbologie eröffnet mir neue Perspektiven. Auch die Immunologie bzw. Transplantation bietet großes Kooperationspotenzial, da die Stärken unserer Arbeitsgruppe das Ionen-Imaging, die Photometrie und in-vitro Zellkultursysteme sind.“ Ebenso interessiert ihn die Spermienphysiologie. Hier kooperiert der Mediziner mit zwei amerikanischen Universitäten. Geplant ist eine überregionale Forschergruppe zum Thema Zell-Migration und -Mobilität.

In der Lehre nutzt er neue Medien wie Apps, E-Books, DVDs oder Onlinemedien, um den Stoff zu vertiefen.

DIES ACADEMICUS

EHRENSENATOREN: Mit diesem selten vergebenen Titel hat die UDE Johannes Martz und Claus-Robert Witte geehrt. Die beiden Vorstände der Sparkasse Essen bzw. Duisburg leiten auch die Fördervereinigungen der Uni und haben sich besondere Verdienste um die Hochschule erworben.

Martz ist seit 2008 Vorstandsvorsitzender der in Essen angesiedelten Gesellschaft von Freunden und Förderern (GFF). In seiner Amtszeit schüttete die GFF über 80.000 Euro für Uni-Projekte aus. Dank seines Engagements vergibt die Sparkasse Essen Wissenschaftspreise und unterstützt u.a. das UDE-Stipendienprogramm, die Gastprofessur Scientist in Residence, die Kinderuni, den Förderunterricht für Kinder und Jugendliche ausländischer Herkunft oder die jährlichen Festkonzerte. Martz ist auch stellvertretender Vorstandsvorsitzender der EduScia-Stiftung der Uni, die herausragende akademische Leistungen fördert.

Claus-Robert Witte leitet seit drei Jahren die Duisburger Universitäts-Gesellschaft (D.U.G.), zuvor war er schon in anderen Funktionen für sie tätig. Die D.U.G. ist bundesweit eine der größten Vereinigungen ihrer Art und hilft der Hochschule durch Spenden und Sponsoring, aber auch durch Kontakte zu Wirtschaft und Politik. Witte hat dazu beigetragen, dass viele Mitglieder und die Sparkasse Duisburg sich als Förderer engagieren und die Maßnahmen am Duisburger Campus gestiegen sind. Unterstützt wird u.a. der ingenieur- und naturwissenschaftliche Nachwuchs, das Uni-Orchester, das Uni-Colleg und das UDE-Stipendienprogramm.

LEHRPREIS DER UDE: Die mit 5.000 Euro verbundene Auszeichnung geht an die Professoren Dr. Barbara König und Dr. Rainer Leisten sowie ihre Teams. Sie wurden von den Fachschaften der Fakultät für Ingenieurwissenschaften wegen ihres besonderen Engagements gelobt.

PROMOTIONSPREISE DER UDE: Je 700 Euro für die besten Doktorarbeiten erhielten: Kristian Rüdiger Giesen, Alf Hellinger, Julian Arndt Hirschfeld, Lars Kindler, Jens Klose, Christine Kühn, Thomas Melde, Nadine Ruchter, Nils Tiemann, Helena van Vorst und Timo Wirth.

ABSOLVENTENPREISE DER UDE: Mit je 300 Euro für ihre Abschlussarbeiten wurden ausgezeichnet: Christiane Baumann, Anna Dittert, Christoph Dürmann, Dana Gaczensky, Philipp Hammer, Patrick Henkemeyer, Patrick Hintze, Franziska Elisabeth Muckel, Meike Rous, Lisa Anika Schmidt, Katharina Severin, Mahkameh Shahri, Stefan Weyers sowie Sarah Willach.

DAAD-PREIS: Mit 1.000 Euro verbunden, werden damit ausländische Studierende bedacht, die besonders gute Noten haben und sich gesellschaftlich oder interkulturell engagieren – wie Hassan Enam Al Mawla aus Bangladesch. Der Master-Student der Elektro- und Informationstechnik gehört zu den Besten seines Jahrgangs und ist in der englischen Theatergruppe DUET aktiv. Sie bringt an der UDE Menschen aus aller Welt zusammen.

Mehr: www.uni-due.de/de/dies

EHRENPROMOTION

WILFRIED LOTH: Ihn hat die Babe-Bolyai-Universität in Cluj-Napoca, Rumänien, zum Ehrendoktor ernannt. Die größte Hochschule des Landes würdigte Loth als „eine außerordentliche Persönlichkeit, deren Analysen im Bereich der Geschichte,

der Politikwissenschaft, der internationalen Beziehungen und der Geopolitik das kulturelle und wissenschaftliche Erbe Europas bereichern“. Loth, Professor emeritus für Neuere und Neueste Geschichte, forscht u.a. zum Deutschen Kaiserreich sowie zum Ost-West-Konflikt und der europäischen Einigung.

ERNST VON LAVANTE: Der Strömungsmechaniker wurde von der rumänischen Universität Craiova mit der Ehrendoktorwürde ausgezeichnet. Sie bedenkt damit das Lebenswerk des UDE-Forschers, das weit in den europäischen Raum ausstrahlt. In der Strömungsmechanik wird das physikalische Verhalten von Flüssigkeiten oder Gasen untersucht. Professor von Lavante beschäftigt sich vor allem mit der Durchflussmesstechnik und verfahrenstechnischen Problemen sowie mit verschiedenen Aspekten der Aerodynamik.

WEITERE AUSZEICHNUNGEN

BRAHMS-FORSCHUNGSPREIS 2013: Ihn erhielt Privatdozent Dr. James Nagarajah von der Klinik für Nuklearmedizin des Universitätsklinikums für seine Forschungen zu Schilddrüsenkrankungen. Der Preis der Deutschen Gesellschaft für Nuklearmedizin (DGN) ist mit 3.000 Euro verbunden.

CUNO WINKLER-PREIS 2013: Die DGN vergab ihn ebenfalls an einen Forscher des Uniklinikums: Privatdozent Dr. Joachim Klode von der Klinik für Dermatologie hat „die Bedeutung von Denitil Lymph Node Szintigraphie und der intraoperativen sondengestützten Detektion“ untersucht. Die DGN möchte mit der mit 7.500 Euro dotierten Auszeichnung das Fachgebiet Nuklearmedizin fördern.

DEUTSCHER DIVERSITY PREIS 2013: Damit darf sich das bundesweite Programm ProSALAMANDER schmücken, in dem sich die UDE, die Universität Regensburg und die Stiftung Mercator engagieren. ProSALAMANDER qualifiziert ausländische Akademiker nach und verhilft ihnen so zu einem anerkannten Hochschulabschluss. Die WirtschaftsWoche und McKinsey&Company zeichnen mit dem Preis Menschen und Projekte aus, die „eine Arbeitskultur der Vielfalt in Deutschland fördern“.

GEORG-VON-HEVESY-MEDAILLE: Es ist die höchste wissenschaftliche Ehrung der DGN. Und auch diese ging an einen UDE-Forscher – an Professor Dr. Dr. Andreas Bockisch. Der 62-Jährige Direktor der Klinik für Nuklearmedizin hat Bedeutendes für sein Fach geleistet: Seine Spezialgebiete sind die Radionuklidtherapie, vor allem bei Schilddrüsenkrebs und Lebertumoren, die Entwicklung und Anwendung neuer Radiopharmazeutika sowie diagnostische Verfahren. Bockisch war maßgeblich an der klinischen Entwicklung eines neuen Bildgebungsverfahrens beteiligt und setzte es als einer der Ersten weltweit und als Erster in Deutschland 2001 am Uniklinikum Essen ein.

GÉRARD-GÄFGEN-MEDAILLE: Die Deutsche Gesellschaft für Gesundheitsökonomie (dggö) verlieh sie an Dieter Cassel für seine Verdienste um die Entwicklung der Gesundheitsökonomie in Deutschland. Der Professor emeritus für Wirtschaftspolitik war u.a. Mitbegründer des Ausschusses für Gesundheitsökonomie im Verein für Socialpolitik, den er von 2002 bis 2005 leitete. Vielbeachtet war auch sein Gutachten von 2011 zur Wirkung des Risikostrukturausgleichs in der gesetzlichen Krankenkasse.

GOTTSCHALK-DIEDERICH-BAEDEKER-PREIS: Ihn teilen sich die Privatdozenten Dr. Daniel Balzani und Dr. Dominik Heider. Beide wurden für ihre Habilitationsschriften ausgezeichnet. Bauingenieur Balzani befasst sich seit Jahren mit Modellen, die hyperelastische Materialeigenschaften zuverlässig beschreiben, etwa für Spezialstahl oder die Medizin. Er konstruiert Simulationsverfahren und hat ein Schädigungsmodell entwickelt. Bioinformatiker Heider hat maschinelle Lernverfahren zur Lösung biomedizinischer Probleme erarbeitet. Seine Erkenntnisse gelten als bahnbrechend für die molekulare und bildgebende Diagnostik. Der G.-D.-Baedeker-Preis wurde zum 29. Mal verliehen und ist mit 5.000 Euro dotiert.

JOHANN JACOB WEPFER AWARD: Die höchste Auszeichnung der Europäischen Schlaganfallgesellschaft wurde Professor Dr. Hans-Christoph Diener zuteil. Der Direktor der Klinik für Neurologie am Universitätsklinikum hat Wegweisendes zur Akuttherapie und bei der Vorbeugung des Schlaganfalls geleistet, lautete die Begründung.

HANBAN-KURZFILM-PREIS: „Goldschatz“ heißt der fünfminütige Beitrag, den Genevieve Schermann im chinesischen Garten des Duisburger Zoos drehte. Das brachte der Studierenden der Ostasienwissenschaften den dritten Platz eines weltweiten Wettbewerbs und eine zehntägige Reise nach China ein. Ausgelobt wurde der Preis vom Büro für die Vermittlung der chinesischen Sprache (Hanban) in Peking, das sich so einen Eindruck von den Kenntnissen internationaler Chinesischlerner verschafft.

HANIEL-KULTURWIRT-PREISE: Sie wurden zum achten Mal von der Haniel-Stiftung für besondere Leistungen im Kulturwirt-Studiengang vergeben. Julian Gehring (24) und Mari Mittelhaus (21) erhalten je 2.500 Euro für ihr Auslandssemester: Gehring will in Granada u.a. die Eigenheiten des andalusischen Dialektes untersuchen. Mari Mittelhaus zieht es in die Management- und Medienkurse an der University of Chester, England. Sie plant eine Zukunft im Eventmanagement.

IFORES FÖRDERPROGRAMM: Das Universitätsklinikum Essen fördert hierüber zwei Forschungsprojekte mit je 250.000 Euro. Das eine dreht sich um das Angelman-Syndrom. Es schränkt Betroffene in ihren geistigen und motorischen Fähigkeiten ein und nimmt ihnen das Sprechvermögen. Schuld ist die defekte mütterliche Kopie eines Gens. Humangenetikerin Dr. Laura Steenpaß und Transfusionsmediziner Dr. Hannes Klump möchten das entsprechende, intakte Gen des

Vaters aktivieren. Das andere Vorhaben untersucht die Wirkung von zytotoxischen Immunzellen neu. Derzeit wird angenommen, dass diese sich auf infizierte Zellen beschränkt. Dr. Mirko Trilling, Professor für Virologie, stellt das mit einem innovativen Testverfahren in Frage.

KIND-PHILIPP-PREIS 2012: Professor Dr. Johannes H. Schulte erhielt die höchste deutsche Auszeichnung, die für die Grundlagenforschung zur Leukämie und Krebs im Kindesalter vergeben wurde. Dem Mediziner am Zentrum für Kinder- und Jugendmedizin des Universitätsklinikums und seinem Team ist es gelungen, die krebsauslösende Wirkung eines bestimmten Gens bei der Entstehung des Neuroblastoms aufzuklären. Dieser Tumor ist bei kindlichen Krebspatienten sehr verbreitet. Der Preis der Gesellschaft für Pädiatrische Onkologie und Hämatologie (GPOH) ist mit 10.000 Euro dotiert.

KWI-DISSERTATIONSPREIS: Ausgelobt vom Förderverein des KWI Essen und der Stiftung für Kulturwissenschaften, erhielt eine der beiden Auszeichnungen die Romanistin Dr. Nina Preyer. Die 25-Jährige untersuchte die Romanpoetik des neobarroco cubano, einer besonderen Form hispanoamerikanischer Literatur, und den Einfluss des kubanischen Autors Severo Sarduy hierauf.

GREMIEN

PETER HORN: Der Direktor des Instituts für Transfusionsmedizin ist zum zweiten Vorsitzenden der Arbeitsgruppe für Zelltherapie der Internationalen Gesellschaft für Bluttransfusion ISTB gewählt worden. Sie ist weltweit führend auf dem Gebiet der Transfusions- und Transplantationsmedizin und setzt sich für Spender wie Patienten ein.

TOBIAS KOLLMANN: Mitglied im Anfang des Jahres gegründeten Beirat „Junge Digitale Wirtschaft“ war er schon. Nun ist der UDE-Experte für E-Business und E-Entrepreneurship auch dessen Vorsitzender. Der Beirat des Bundeswirtschaftsministeriums soll u.a. helfen, die Wachstumsbedingungen für junge Unternehmen und Gründer zu verbessern. Kollmann soll dabei ein wichtiger Mittler zwischen Politik und digitaler Wirtschaft sein.

VENIA LEGENDI

Die Venia Legendi erhielten:

Dr. med. Hagen S. Bachmann für das Fach Pharmakologie und Toxikologie,
Dr. med. Thorsten Döppner für das Fach Neurologie,
Dr. med. Florian Grabellus für das Fach Pathologie,
Dr. rer. nat. Alfred Hucht für das Fach Theoretische Physik,
Dr. med. Dr. rer. pol. Anja Neumann für das Fach Gesundheitsökonomie, Gesundheitssystem, Öffentliches Gesundheitswesen,
Dr.-Ing. Andreas Stöhr für das Fach Optoelektronik,
Dr. med. Ralph Weber für das Fach Neurologie.

IMPRESSUM:

Herausgegeben vom
Ressort Presse in der
Stabsstelle des Rektorats der
Universität Duisburg-Essen,
47048 Duisburg
45117 Essen
pressestelle@uni-due.de

Verantwortlich:
Beate H. Kostka (ko)
T. 0203/379-2430

Mitarbeit an dieser Ausgabe:
Ulrike Bohnsack (ubo)
Claudia Braczko (cb)
Isabelle De Bortoli (debo)
Katrin Koster (kk)
Carmen Tomlik (ct)
Birte Vierjahn (bv)

Layout:
Carmen Tomlik
Ulrike Bohnsack

Titelbild:
Fritz Langmann

Druck:
Basis-Druck GmbH
www.basis-druck.de

11. Jahrgang, Nr. 2
Juli 2013
ISSN 1612-054X

Nachdruck und Reproduktion
von Beiträgen und Fotos nur mit
Zustimmung der Redaktion

In diesem Magazin ist die weibliche Form der männlichen gleichgestellt. Lediglich aus journalistischen Gründen der leichteren Lesbarkeit sowie der besseren Übersichtlichkeit der Texte wurde die männliche Fassung gewählt.

IM NEONRAUSCH DER KNICKLICHTER

Es blitzt, es flackert und wummert an der Uni. Doch nicht etwa im Hochspannungslabor, sondern im Essener Kunst und Kulturzentrum, kurz KKC. Hier wird die beste Band im Pott gesucht.

Vom Finale träumen zunächst viele. Mehr als 40 Bewerbungen gehen beim Uniradio Campus.fm ein, das zum „Battle of the Bands“ aufgerufen hat. „Der Ansturm war groß, schließlich winken den Gewinnern Ruhm und Ehre“, sagt Musikchefin Sabrina Sapone, „und ein fester Platz in unserer Playlist.“ Drei Auswahlrunden strapazieren nicht nur die ein oder andere Saite, sondern auch Nerven. Dann steht die musikalische Dreifaltigkeit

fest: „Bugs Alive“, „The Daydreamers“ und eine Essener Band, die auf „Kann sein und Koni“ hört, dürfen gegeneinander antreten.

Während die einen smart mit Hemd und Schlips die Bühne erobern – und die Studentinnen in die erste Reihe locken – ziehen die anderen die Wollmützen tief und knipsen die Lichtorgel an. Soundmäßig irgendwo zwischen Deichkind und Freakatronic singen „Kann sein und Koni“ (KuK) zu harten Beats von ihrer Liebe zum Wegbier und rufen zur „totalen Eskalation“ auf. Dazu eine regelrechte Materialschlacht: Konfetti, Fahnen, Wunderkerzen, Ballons, neongrelle Leuchtstäbe... alles landet im Publikum, das mit jedem

weiteren Partyutensil die Band noch frenetischer abfeiert.

Special Effects à la Seifenblasen-Pistole und der Gute-Laune-Trashpop machen den Sieg klar: 180 Stimmzettel trudeln in die Wahlurnen, mit einem deutlichen Drittel Vorsprung holen sich die Essener den Titel. KuK gewinnen im KKC – bestimmt auch eine gute Twitter-Nachricht – und zelebrieren ihr Debütalbum „Das Hopfentum“ noch bis spät in die Nacht. (ct) ■



Heiter bis rockig und kein bisschen verträumt: Die Bochumer Band „The Daydreamers“ präsentiert im monochromen Beatles-Outfit Songs vom ersten Album „Faces“. (Bilder links und rechts)



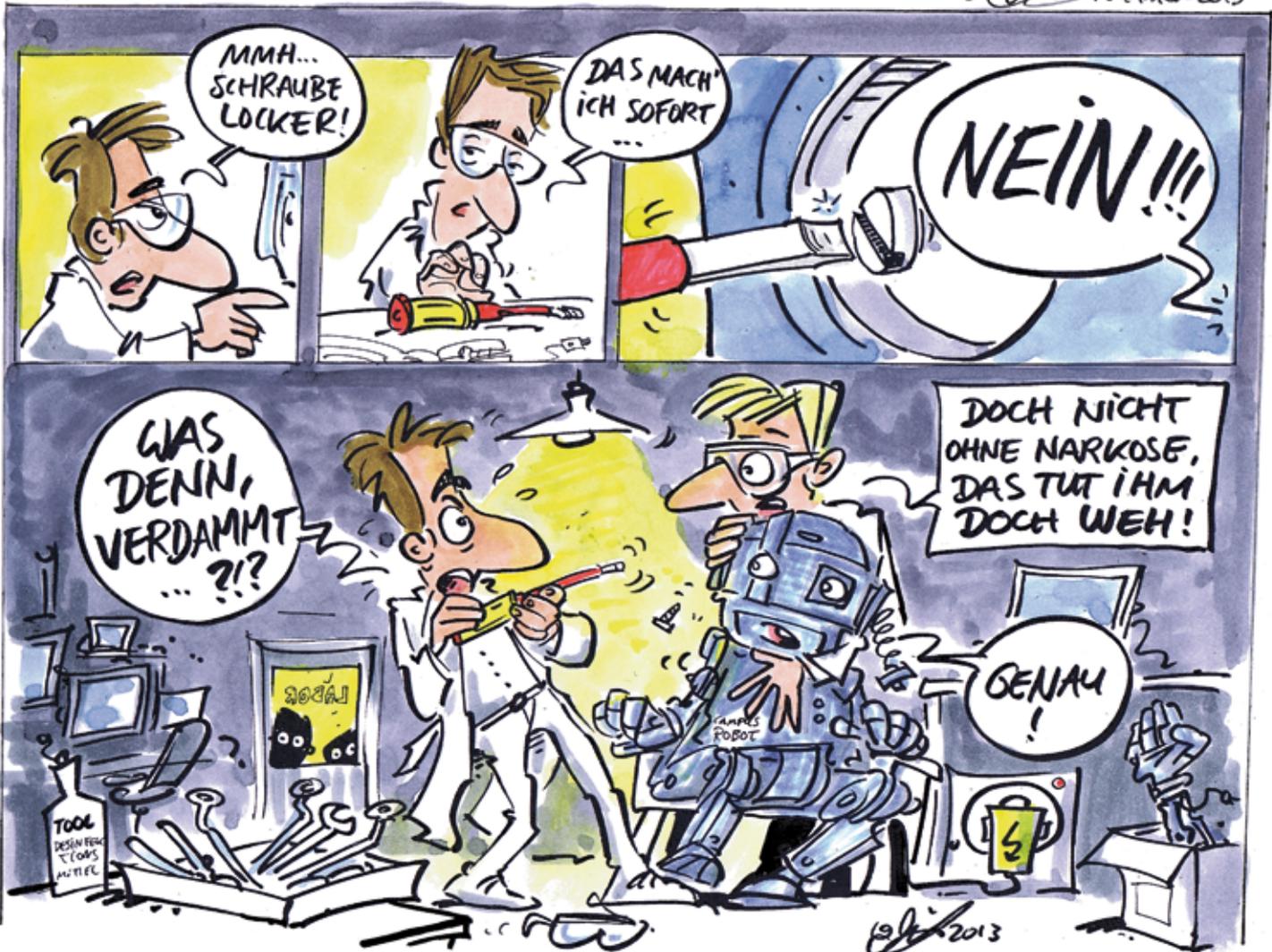
FOTOS (6): TANJA PECKARTZ



Konzert oder Kindergeburtstag? Egal! „Kann sein und Koni“ katapultieren sich mit Seifenblasen und Lichtshow auf den ersten Platz. Für das Publikum gibt es Pyrotechnik zum Anfassen – bei der jetzt besten Band im Ruhrgebiet (Bild linke Seite, diese Seite unten und oben rechts).

KÜNSTLICHE EMPATHIE

© Michael Hüter 2013



KARTIKATUR: MICHAEL HÜTER